



Illustriertes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen Nummern vierteljährlich 2 M. oder in vierzehntäglichen Doppelnummern zu je 30 Pf.; mit Frauenblatt in wöchentlichen Heften zu je 25 Pf. oder in vierzehntäglichen Doppelheften zu je 50 Pf.

Paradiesvogel.

(1. Fortsetzung.)

Roman von Paul Oskar Höcker.

Es ward bei Asta nun zur fixen Idee: Gernots würden die Beziehungen abbrechen. Jemand etwas, das über sie geflatscht wurde, behagte dem Präsidenten nicht, und da „bauten sie ab“. So war ihr's ja schon mehrmals ergangen. Ihr Vater ahnte gar nichts davon. Er würde es in der ganzen demütigenden Schwere auch nicht empfunden haben. Denn gesellschaftlichen Ehrgeiz besaß er eben nicht mehr.

Sonnabends wurden die Reitbahnen immer schon um sechs Uhr geschlossen. Sirt von Soter ging an diesen Abenden gern aus: in den Zirkus, in einen Lingeltangel. Dort spielte er den Lebemann in seiner besonderen Art. Er ward von den Herren seiner Kundschaft, die er da traf, auch durchaus gentlemanlike behandelt. Die Grenze war in diesem Kreis ja überhaupt weiter gezogen: schon wegen der zweifelhaften weiblichen Elemente, die den Mittelpunkt bildeten. Börse, Adel, Sport und leichte Künste, das geriet dort alles funterbunt durcheinander. Wenn Asta so überängstlich auf die „Form“, auf die „Aufmachung“ sah, so mußte er lachen. Er kannte die Welt, er kannte das Leben. In den hochnobeln Nachtrestaurants, den glänzenden Bars, die er Sonnabends besuchte, war sich alles gleich, ob es nun Graf, Kommiss, Referendar oder Drahtseilkünstler hieß. „Die Bestie im Menschen kommt ja meistens erst nach Mitternacht zum Vorschein,“ sagte er zu seiner Tochter, „aber dann ist sie ganz egal frisiert, da mach' dir man keine Illusionen.“ Heute kam er ziemlich unlustig von der Bahn heim. Auf dem Bureau hatte er sein Konto eingesehen: er stand noch mächtig im Vorschuß, und Verkaufsvermittlungen, bei denen ein größerer Satz zu verdienen war, standen nicht in Aussicht. Dabei hatte man Schulden, recht lästige Schulden. Es konnte einem schon die Freude an der Sonnabendnacht verkleiden. Wenn Asta nicht in der Wirtschaft Ersparnisse gemacht hatte und aushelfen konnte, mußte er heute „krumm liegen“.

„Hol's der Teibel!“ Damit trat er geräuschvoll ins Entree und warf den Stock mit der einen Pferdelopf darstellenden Zulatrücke — das Geschenk eines Reitschülers — in die Ecke.

Die Hunde kratzten an den Türen und mieften, da sie seine Stimme hörten. Er stöhnte, räusperte sich und spuckte. Asta sollte den Grund seiner Weltverdrossenheit diesen Aufregungen körperlichen Unbehagens entnehmen und ihm ohne viel Federlesens ein vernünftiges Arrangement vorschlagen. Ein, zwei Goldfische brauchte er, das stand fest.

Sie kam eilig aus ihrem Schlafzimmer, wo sie beim Champoonieren ihrer Haare war, ins Entree, das Frottierhandtuch überm Kopf. Ihre Augen waren hell. Es lag Leben und Bewegung in ihrem Ausdruck.

„Ich bin wie erlöst,“ sagte sie halblaut. „Was man sich doch manchmal mit hinverbrannten Gedanken abquält. Morgen machen sie Besuch.“

Er nahm die Sache nicht so hochwichtig. „So. Na ja. Und —?“

„Naß nur auf, ich erzähle dir alles.“ Sie fuhr fort, ihr volles, sonst goldblondes Haar zu frottieren, das jetzt von der Kopfwäsche noch ganz dunkel war. Ihr Gesicht mit den pikant geschwungenen dunkeln Brauen hatte dadurch einen fremdartigen Ausdruck: es lag viel mehr Kasse drin als sonst. „Sabine brachte mir Grüße, ihr Papa hätte mir schon längst seine Visite gemacht, aber er wäre mit Kommissions-sitzungen im Reichstag so furchtbar in Anspruch genommen gewesen. Nun wollten sie mir aber morgen ‚Guten Tag‘ sagen. Ob mir's um ein Uhr paßte. Denn verfehlen wollten sie mich nicht: ihr Papa hätte eine große Bitte an mich . . . Nein, ich sage dir, die Sache hat mich wieder ganz auf den Damm gebracht.“

Sirt von Soter war ins Berliner Zimmer vorangegangen. Die rosige Stimmung Astas war ihm nicht unlieb; ein bißchen unterm Pantoffel fühlte er sich in Zeiten der Geldklemme natürlich stets. „Na, und um was sich's dreht, hast du erfahren?“

„Vertrauensvotum. Eigentlich riesig nett. Wenigstens nach den paar Andeutungen. Ich hätte doch viel Geschmack, wüßte hier Bescheid in allem — Sabine meint, sie selbst wäre so schrecklich unpraktisch, und ihr Papa hätte doch absolut keine Zeit. Nun wollten sie sich aber zum ersten April neu einrichten — und ob ich ihnen nicht mit Rat und Tat freundschaftlich zur Seite stehen möchte.“

„Hm!“ Soter war ein wenig enttäuscht. Er hatte schon halb und halb an einen richtigen Heiratsantrag gedacht. „Na, das ist ja kein Weinbruch. Aber immerhin . . .“

Asta hatte die breite Flut ihres Haars, gegen den Kachelofen gelehrt, über die Stirn fallen lassen. Gebeugt stand sie da und büßte, ab und zu einem der Hunde wehrend, die sie umdeckten, da das Bild sie besremdete. „Das hat etwas zu bedeuten, Papa. Das tut ein Mann wie Gernot nicht, wenn er noch Strupel hat.“

„Zeit wär's, daß etwas passierte. Ich bin radikal glatt. Aber radikal.“

In all ihrer freudigen Erregung blieb Afta doch immer noch schlau berechnend genug, um sich nicht allzuviel abnehmen zu lassen. „Ich hab' viel Ausgaben gehabt. Hauptsächlich Blumen. Sie sind jetzt rasend teuer. Aber es muß doch nach was aussehen bei uns.“

„Zylinderbesuch ist mir schrecklich, das weißt du doch.“

„Du bist entschuldigt, Papa.“

„Wieso? Wenn sie sich extra anfragen?“

„Ich bedauerte gleich riesig: du hättest eine Jagd-einladung.“

Was morgen sein würde, war ihm im Grunde gleichgültig. Wenn er sich nur endlich sein Taschengeld für heute abend gesichert hatte. Glimpflich als bei früheren Anlässen dieser Sorte ging es immerhin ab. Afta tat ihr Möglichstes.

„Hol's der Teibel!“ brummte er wieder, als er eine Stunde später, zum Abendbummel gerüstet, nach dem Haus-schlüssel langte. Aber es lag jetzt doch die alte Furchtheit in seiner Miene. In dem modischen Schoßpaletot auf Seide — bezahlte war er noch nicht — mit dem Londoner Hüthen neuester Ausgabe, dem hohen Stehuhlegefragen, den Stepp-handstschuhen, Ledstiefeln und dem Tulatrüchstock sah er feudal aus. Seine pompöse Offiziersgestalt, sein Landjunker-ton, das forsche Draufgängertum seiner Miene, alles stimmte vorzüglich zusammen. Die Hunde lagen am Ofen und auf dem Leder-sofa, ohne sich zu rühren. Wenn dieses eigentümliche Parfüm von ihm ausging wie jetzt, dann durften sie sich ihm nicht nähern.

Er trällerte einen Coupletrefrain und zog quer über den Platz nach der Haltestelle der Straßenbahn. Eine Zigarette zwischen den Lippen haltend, stand er während der Fahrt nach der Friedrichstadt auf der rückwärtigen Plattform und fixierte die Damen. Manchmal benutzte er sogar ein Monocle.

Geriet er im Separatsalon einer Bar nach Mitternacht noch in ein Spielchen mit Tatterfalkunden oder anderen Bekannten, dann kam er selten vor fünf Uhr früh nach Haus. Mit geräuschvoller Umständlichkeit legte er im Korridor und im Berliner Zimmer seine Toilette ab. Bis zur letzten Sekunde qualmte er dabei. Er ließ sämtliche Türen offen stehen, so daß der Rauch von seinem Schlafzimmer durch den Küchenkorridor ins Speisezimmer, von da ins Entree und in Aftas Schlafstube drang. Sie war so empfindlich, daß sie davon erwachte und schleunigst sich erhob, um die Türen zu schließen.

In dieser Nacht wurde Afta schon etwa um drei Uhr durch das Gepolter des umfallenden Spazierstocks geweckt. Sie hustete, um damit zu melden, daß sie wieder den Tabakrauch wahrnahm.

„Bist du wach?“ fragte Sigt von Soter in ziemlich rauhem Ton. Er hatte den Hut abgelegt, aber den Paletot erst aufgeknappt. Hastig trat er in Aftas Schlafzimmer.

Sie richtete sich im Bett halb auf und hielt die Hand vor die Augen: das Korridorlicht blendete sie. — „Papa?“

„Das ist eine nette Bescherung. Weißt du, wer in Berlin ist? Nein, du ahnst es nicht. So eine Frechheit!“

Er war außer Atem vom Treppensteigen, hustete und spuckte. Nun holte er sein Taschentuch, fuhr sich über die Stirn und ließ sich stöhnend auf den nächsten Stuhl nieder, ohne darauf zu achten, daß er sich auf Aftas spitzenreiche Wäsche setzte. Sie bemerkte es selbst nicht. Sie war noch etwas schlaftrunken, ihr Herz pochte stark, eine schreckhafte Unruhe bemächtigte sich ihrer.

„Wer — soll es denn sein?“ fragte sie.

„Theo!“ Er stöhnte wieder. „So eine Infamie! Das war ein Wiedersehn! Heiliges Donner, ich denke, ich schlage lang hin!“

„Wo denn? Was treibt er? Wie kommt er hierher? Was will er?“

„Ja, das ist ein ganzes Schoß Fragen.“

„Mach' doch die Tür zu!“

„Ah, wer soll denn jetzt hören?“

Sie bemühte sich Licht zu machen. Ihre Hände waren vor Erregung ganz ungeschickt. Er warf die Tür zu und lief ein paarmal durch die Stube. Der Zigarren-rauch, das starke Parfüm, das er benutzte, oder das sich seinen Kleidern von den Bergästen her mitgeteilt hatte, schlug ihr wie eine Wolke entgegen. Sie preßte das Taschentuch gegen die Augen. „Sag' doch, erzähl' doch, das ist ja schrecklich!“

Sigt von Soter war seiner Sinne durchaus mächtig, aber doch alkoholisch stark überreizt. Er fing umständlich und weitichweissig zu schildern an, mit wem er zusammen-gesessen hatte, als er den geschiedenen Mann seiner Tochter plötzlich in einer Gruppe am Nebentisch der Bar bemerkt und erkannt hatte.

Sie unterbrach ihn immer wieder. „Und er — hat dich auch gleich gesehen?“

„Nu, er wird nicht! Augen wie Mühlsräder — und steht auf — ich denke, nu kommt was, nu gibt's 'nen Skandal — du weißt ja, wie's ihn manchmal gepackt hat, er kann ja sein wie befehen . . . Aber ich fasse mich und stehe gleichfalls auf und ihm entgegen . . .“

„Sag' doch, jag' doch!“ drängte Afta.

„Na ja, und da — da strecken wir einander denn die Hand hin — sprechen tut keiner — und, hol's der Teibel, fast hätten wir beide geheult wie die Schloß-hunde.“

Sie kniete im Bett, sah vielmehr auf ihren Füßen. Ihre Hände spielten nervös mit der Seidenschur ihres Kopfsissen-einsages. Sie sah klar: beide hatten offenbar unter dem Einfluß dessen, was sie getrunken hatten, gestanden. Gefühlsduselei war sonst die Sache ihres Vaters nicht. Die ihre auch nicht. Dennoch kämpfte auch sie jetzt ein paar Sekunden lang mit dem Weinen. „Lieber Gott, lieber Gott!“ flüsterte sie.

„Na, hernach hat er mit ja noch viel erzählt — er ist bis vor's Haus mitgekommen. Er hat schon was durch-gemacht.“

„Zeit wann ist er hier?“

„Zeit knapp ein paar Stunden. Abends ist er mit dem Personenzug von München auf dem Anhalter Bahnhof an-gekommen, dritter, dort in der Drehe vom Bahnhof hat er ein möbliertes Zimmer genommen, dann ist er, gerädert wie er war, in die Stadt losgezogen. Sein erstes in der Bar war, daß er sich das Adreßbuch geben ließ.“

„Er hat etwa uns aufsuchen wollen?“

„Wen sonst? Kommt direkt aus Alexandrien; da war er zuletzt Dragoman oder so was, Reiseleiter, und von einem Berliner hört er meinen Namen, und da sagt er, es sei halt wieder mit ihm durchgegangen, und es habe ihn nicht gehalten.“

„Wie sieht er aus?“

„Zammerbar. Das heißt, hübscher Kerl ist er ja noch immer. So ein richtiges Knabenfräuschen. Mit seinen hell-grauen Augen in dem schmalen Gesicht. Ganz braun natür-lich. Anzug, Aufmachung überhaupt höchst dürftig. Herbst-paletot — sagt alles. Zammerbar!“

„Aber — wie denkt er sich's denn jetzt?“ fragte Afta in wachsender Verzweiflung. Die Angst kämpfte mit dem Mit-leid in ihr, vielleicht auch mit einer wiedererwachenden Regung der alten Zärtlichkeit.

„Ja, das weiß der Teibel. Es ist ihm hundselend ge-gangen. Malaria hat er natürlich auch gehabt. Und wo er überall gewesen ist! Das geht auf keine Kuhhaut. Einmal, vor zwei Jahren, in Bombay, da hätte er von einem Berliner gehört, du hättest dich wieder verheiratet. Die Sache damals mit Bankier Fromme wahrscheinlich. Wie der Klatsch das so weiterträgt. Aber jetzt in Ägypten, da wär' ihm ganz bestimmt

gesagt worden: nein, du lebst bei mir. Und da hätt's ihn nicht mehr gehalten."

"Was will er von mir? Er hat doch kein Recht . . . Wir sind doch geschieden!"

"Das hab ich ihm ja alles auch gesagt. Aber er ist ja wieder wie besessen. Wahnsinnig gelitten hätte er darunter, und er hätte doch die geringste Schuld von uns allen gehabt — wir wären viel mehr für das Unglück verantwortlich . . ."

"Wenn er uns bloß da nicht wieder hineinzieht!" stieß Asta aus.

"Er pocht darauf. Gib nur acht: daraus dreht er uns heute noch 'nen Strick."

"Was hab' ich ihm getan?"

"Ja, mach' ihm das klar. Das waren doch die Verhältnisse damals."

"Er will mich verderben? Ja? Das ist's?"

"Verderben. Ach was, Raff! Er sitzt im Glend, bangt sich — na ja, alte Liebe und so ein Kramp — und da ist er denn Hals über Kopf herübergekommen, ohne Plan, ohne Sinn und Verstand. Zwischenzeit auf einem Osterreich, dann dritter von Triest bis hierher."

"Aber wir können doch gar nichts für ihn tun."

"Er ist wie ein Kind. Unten, wie wir einander Adieu sagen, da packt's ihn, und er bricht in Schluchzen aus. Wenn er dich doch sehen könnte — er müßte dich sehen und sprechen — er käme um vor Sehnsucht — und eure Zeit nach der Hochzeit in Hannover und alles, alles, alles. Und ich soll ihm sagen, wie du von ihm sprichst, ob du ihm noch ein bißchen gut wärst . . . Ah, mir war noch nie so infam zumute."

Asta hatte zuerst nur Angst empfunden, wahnsinnige Angst. Die paar Erinnerungen an die glücklichen Zeiten ihrer jungen Ehe lösten nun weichere Empfindungen in ihr aus. Sie warf sich plötzlich mit dem Gesicht ins Kissen und schluchzte. Ihr ganzer Körper ward dabei geschüttelt.

Aber mit einem Male fuhr ihr Kopf wieder in die Höhe. „Habt ihr etwas verabredet?“

Sirt von Soter hatte sich jetzt endlich seines Paletots entledigt. Er hielt ihn auf den Knien, denn eine schwere Mattigkeit, als Mäuschlag nach der Aufpeitschung seiner Nerven, bemächtigte sich seiner. „Verabredet? Nun ja. Er will natürlich her.“

„Her? — Hierher?! — Papa!“

„Ja, morgen, wenn du vom Reiten zurück bist.“

„Morgen? Aber das ist ja unmöglich! Papa, überlegst du dir denn nicht? Morgen sind Gernots . . . Ach mein Gott!“

„Gernots. Hm. Daran hab' ich gar nicht mehr gedacht.“

„Hat er eine Stunde gesagt?“

„Ich hab ihm gesagt, vor Zwölf kämst du nie heim.“

„Um Zwölf kommen Gernots. Siehst du, ich hab's geahnt, daß da noch was Furchtbares zwischentreten wird.“

Soter war ganz und gar abgefallen. Er konnte kaum mehr sprechen. Kraftlos sanken ihm die Hände von den Knien, auf die er sich aufgestützt hatte. „Verdammt Geschichte. Ich muß in die Klappe. Wenn ich nur schon läge.“

Stöhnend erhob er sich und verließ taumelnd das Schlafzimmer seiner Tochter. Asta saß noch eine Weile gedankenschwer da und starrte ins Licht.

Sie sah das hübsche schmale, weitergebräunte Reitergesicht ihres jungen Gatten mit den hellen trotzigen Knabenaugen vor sich. Eine Blutwelle schlug ihr vom Herzen nach den Schläfen empor. Verwirrt sah sie sich um. Es herrschte der Dunst des Nachtrestaurants im Zimmer, der ihr widerlich war. Sie sprang aus dem Bett, schlüpfte in ihre Goldläserpantoffel und eilte hinter ihrem Vater her. Er zog sich in Dunkel aus, die Stiefel lagen für das Dienstmädchen schon mitten im Gang, wie stets. Sie schloß alle Türen, öffnete aber

überall einen Fensterpalt, auch in ihrem Schlafzimmer. Dann löschte sie das Licht und huschte ins Bett zurück.

Fröstelnd hüllte sie sich in die seidene Steppdecke ein und versuchte die kritische Sachlage zu überdenken. Schauer liefen dabei über sie hin.

Die Mittagsstunde des nächsten Tages entschied vielleicht über ihr Leben!

* * *

So tragisch, so dramatisch, wie sie's in der Nacht beim Empfang der aufregenden Botschaft gefürchtet hatte, gestaltete sich diese Stunde nicht. Denn während Sabine Gernot mit ihrem Papa ihren von Asta so lang' ersehnten, so viel besprochenen Besuch bei der jungen Freundin machte, patrouillierte Sirt von Soter auf dem Viktoria-Luise-Platz, um den ehemaligen Schwiegersohn abzufangen.

Bei Tageslicht war Sirt von Soter für keinerlei Sentimentalitäten zu haben. Er legte dem jungen Manne eine kühle, nüchtern glatte Rechnung vor. „Willst du unsere Kreise stören mit deinen ollen Kamellen, gut — tu was du nicht lassen kannst. Uns schadet's, ja, das geb ich zu. Aber dir nützt es nichts. Darum überlege dir man lieber: abgerissen, wie du bist, tätest du vielleicht besser dran, alle Kamellen alle Kamellen sein zu lassen. Und dann könnten wir gemeinsam weitersehen — in aller Freundschaft.“

Der junge Baron verteidigte sich hitzig: „Ich hab an Asta nie anders als gut gedacht. Sie hat nicht zu mir gehalten, wo alles über mir zusammengestürzt ist. Aber ich hab ihr's verziehen. Und ich will jetzt auch keinen Vorteil durch euch, verstehst du? Nein, nein, ich will und will nicht abgefunden sein, verstehst du?“

„Teibel noch eins!“ brummte Sirt von Soter. „Bist doch immer noch der alte Brausekopf. Und das ist hier doch so zwecklos. Kapiertst du denn das nicht?“

Eine Stunde später war's in beiden Köpfen klarer geworden, — aber in Theo von Camps Herzen nicht ruhiger.

In seinem schmalen Gesicht lag Verzweiflung, vielmehr eine unendliche Trauer. Er band sich aber schließlich seinem ehemaligen Schwiegervater gegenüber zu dem bestimmten Versprechen, nichts zum Schaden von Asta zu unternehmen, sie auch nicht zu überraschen, zu erschrecken, sie vor allem nicht vor Fremden etwa in Verlegenheit zu setzen. Er sollte erst gefasster werden, auch äußerlich geordneter, meinte Sirt von Soter, bevor er Asta wieder sah. Er sollte die Vergangenheit vergessen, lieber seine und Aastas Gegenwart und Zukunft überdenken und sollte abwarten, was für ihn Gutes geschehen würde. Mit gesenktem Kopf ging er neben Sirt von Soter her, der ihn fast um Haupteslänge überragte. Sein Ton war immer müder, immer vergrämter geworden. Nur in seinen wasserhellen Knabenaugen, die so seltsam gegen den brünetten Teint abstachen, blitzte es zuweilen auf. Der Trotz wollte sich immer wieder in ihm melden: daß er sich um der erbärmlichen Existenzmittel willen beugen mußte!

„Und Asta hast du noch keine Silbe gesagt?“

„Keine Silbe. Was denkst du?“

„Wann sagst du's ihr?“

„Ich muß sie doch vorbereiten. Allmählich.“

„Und dann kann ich sie sprechen?“ Theo schluckte. Es

war, als ob ihn etwas Unsichtbares an der Kehle würgte. „Nein, so lange kann ich nicht warten. Ich muß sie sehen. Wenigstens von weitem einmal. Wenn sie ausreitet — oder sonst irgendwie.“

„Du, ich warne dich. Keine Szene etwa. Wir sind hier in der Mark nüchterner als ihr da unten in den heißen Ländern.“

„Das weiß ich.“

Ein kurzer Händedruck. Vielmehr: Sirt von Soter preßte die mageren Finger Theos ein paar Sekunden lang fest zwischen den seinen, dann gab er sie mit einem leichten Schwunge frei.

Sie gingen auseinander, ohne den Hut zu ziehen. —

Von diesem Tage an lebte Aſta ein Doppelleben. Die Furcht, plötzlich einmal ihrem geſchiedenen Mann zu begegnen, natürlich gerade in einem Augenblick, in dem die Begegnung für ſie verhängnisvoll war, ließ ſie nicht mehr los. Wo ſie ging und ſtand, trug ſie das Geſpenſt mit ſich herum.

Aber ſie war Nervenmensch genug, um das Prickelnde dieſer Aufregungen mit einem gewiſſen Kitzel zu empfinden. Geheimniſſe und Komödien war ſie ſchon immer gewöhnt geweſen. Gleich nach dem frühen Tod ihrer Mutter hatte im Hauſe ihres Vaters, der von je über ſeine Verhältniſſe gelebt hatte, die Schauſpielerei ihrer unklaren Lage ihren Anfang genommen. Es war bis auf den heutigen Tag das Gleiche geblieben: als Braut, als Frau, auch hernach als Geſellſchafterin im fremden Haus und darauf als die wieder in neuem Glanz hervortretende Weltſtadt — nie war ſie wirklich das geweſen, was ſie nach außen hin darſtellte, ſtets hatte ſie allerlei Kalamitäten, zum mindedeſten Schulden oder andere drückende Verbindlichkeiten zu verſchweigen, zu vertuſchen gehabt. Sie hatte ſich an dieſes ewige Schieben und Bemänteln im Lauf der Jahre ſo gewöhnt, daß ſie dann auch in ganz unwefentlichen Dingen der nackten Wahrheit ein Flittermäntelchen umhängte. Es war ein amüſantes, oft auch aufgeregtes Spiel ihrer fortgeſetzt tätigen Erfindung. Niemand verführte dabei die Phantafie ſie zu Abenteuerlichkeiten. Sie ſagte niemals Dinge, die ganz unmöglich waren. Ihr rechneriſcher Sinn, eine gewiſſe kluge Realitiſt bewahrte ſie vor Ausſchweifungen ins Reich der Träume.

Dieſer neue Zwitterzuſtand peitschte ihre Nerven aber täglich, ſtündlich und viel ſtärker auf als je zuvor eine der vielen Kriſen, die ſie ſchon überſtanden hatte. Was ſie ſagte, was ſie tat, ſtand immer unter dem Druck der Vorſtellung, daß ſie jede Sekunde gefaßt ſein müßte, Theo vor ſich aufzuſuchen zu ſehen — ob ſie nun gerade den Beſuch Sabinens oder ihres Vaters bei ſich erwartete, ob ſie mit Sabine ausritt oder ob ſie irgendwo in der Stadt vor einem glänzenden Magazin aus der von Gernot gemieteten Equipage mit ihm und ſeiner Tochter ausſtieg, oder ob ſie zu dritt aus einer Theaterloge in den Gang hinaustraten.

Eine andere Natur hätte dieſe fortgeſetzte Spannung zugrunde gerichtet. Ihr gab ſie einen neuen pikanten Reiz.

Sie hatte in den nächſten Wochen mit der Neueinrichtung Gernots, bei der ſie Sabine zur Hand ging, ſehr viel zu tun. Tausend Anregungen wußte ſie. All ihre graziöſen Talente entfaltete ſie. Sabine wollte ſchelten, Gernot ſagte, es beſchäme ihn, ſie dürften es nicht annehmen. Aber Aſta ſchüttelte den Kopf und erwiderte unter einem ſüßen, wenn auch ſchmerzlichen Lächeln: „Laſſen Sie doch. Es erinnert mich an eine Zeit, die ſo voll holder Wünſche war. Schenken Sie mir ein kleines Weilchen das bißchen liebe Selbſtäuſchung.“

Dabei zitterte es wohl ganz unmerklich in ihrer Stimme, und über ihre graublauen Augen, die ſo etwas Samtenes beſaßen, ergoß ſich ein feuchter Glanz.

Sabine war ſenſibel wie Wachs. Ein Hauch genügte, um Eindruck auf ſie zu machen. Wenn Aſta — was ja freilich nur ſelten geſchah — an ihr Unglück erinnerte, dann litt Sabine mit. Schon der Ton, in dem Aſta ſprach, und dieſes wehe Lächeln, das ihnen vortäuſchen ſollte, ſie hätte den Schmerz überwunden, rührten ſie. Sie ſchlang dann in einer bei ihr ganz fremden leiſenſchaftlichen Anwandlung ihre Arme um die neue Freundin und küßte ſie.

Und bei einer dieſer kleinen Nährſzenen, die ſie alle drei in einem ſeinen, ſeltenen, einmütigen Taſtgefühl ſchließlich immer ins Humoriſtiſche zogen, kam es auf Sabinens Vorſchlag zum „Du“ zwiſchen den beiden Damen.

„Du biſt das erſte Weſen, das ich darum gebeten habe, ſeitdem ich erwachen bin,“ erklärte ſie ihr anderen Tages. „Ich hätt' es wohl dir überlaſſen müſſen, damit anzufangen, wie?

Aber ich konnte nicht mehr ſteif und feierlich ‚Sie‘ ſagen. Du biſt ſo in mein Leben hineingewachſen. Und mir iſt, als trennte ich dich mit dem Du von deinem Namen.“

„Du Märchen. Aſta“ gefällt dir nicht?“

„Aſta“ wohl. Aber der andere nicht. Du biſt mir zu gut dafür. Still, ſtill, nicht ſtanfen!“ Während ſie am Fenſter von Aſtas Salon ſtanden, hielten ſie einander zärtlich umſchlungen. Lange ſchwiegen ſie. Dann fragte Sabine halblaut: „Warum haſt du dich nicht wieder verheiratet, Aſta?“

„Weil ich das Glück, das ich damals zu erleben glaubte, kein zweites Mal fände.“

„Aber — es war doch gar nicht das rechte Glück, Aſta, das ſagteſt du doch.“

„Ich glaubte daran; das machte es dazu. Oder kannſt du dir vorſtellen, daß zum Beiſpiel jemand, der ſo glücklich war wie dein Papa, wieder heiraten könnte?“

Sabine lachte. „Ach — Papa!“

„Du hältſt ihn für zu alt?“

„Das vielleicht nicht einmal. Aber ſiehſt du: er iſt mir ungetrennlich von der Erinnerung an Mama.“

„Sie war wohl ſehr ſchön, deine Mama?“

„Gar nicht. Wenigſtens für Geſellſchaft, für draußen gar nicht. Und ſie machte auch nichts aus ſich. Vielleicht war ſie ſogar ein bißchen zu ruhig für Papa. Er hat doch ſo etwas Feſtliches, Glänzendes — findeſt du nicht? Und Mama, ſo lieb und gut ſie war, ging gar zu leicht in Sorgen unter. Weißt du, das war ſo von Hauſe her wie ein kleines Erbübel. Alles was ihre vier Pfähle anging, mußte fürchtbar erſt und gediegen und praktiſch ſein. Sie nahm es zu wichtig, mein' ich. Wir haben ſie ja ſo oft ausgelacht, und dann lachte ſie immer mit und ſagte: ‚Ja, ich plage mich für euch zwei, und ihr Schelme bringt alles durch!‘ Das war, bevor Papa die Erbschaft von Onkel Breſſentin machte. Aber ſie war ein wundervoller Menſch, weißt du. So einfach und klar. Und doch ſo tief. Ihre Seele ſchwang mit, überall, überall, wo ein leiſes Schluchzen oder ein kaum hörbares Weinen in der Welt war. Wer ein Leid hatte, der kam zu ihr.“

„Und ging getröſtet?“

Sabine zuckte lächelnd die Achſeln. „Vielleicht. Nach dem guten Hausrezept vom geteilten Schmerz. Aber ſie nahm dann immer die größere Hälfte auf ihren Anteil. O, was haben wir ihr oft zugeſetzt. Aber was konnte man tun, wenn ſie einen ſo anſah mit ihrem lieben, lieben, blaſſen, ſanften Geſicht! Einmal, kurz vor ihrem Tode, ſagt' ich zu ihr, ihre Augen wären wie Kirchenfenſter, durch die man in ein Allerheiligſtes hineinguckt.“

„Du liebe kleine Seele du!“ flüſterte Aſta.

Wieder ſchwiegen ſie, wieder wiegten ſie ſich langſam und zärtlich Arm in Arm am Fenſter.

Von Sabine ſtrömte ſo viel Innigkeit aus bei dieſen Erinnerungen. Sie ließ ihre Wange gegen Aſtas Schläfe ſinken. Die Nähe der Freundin beruhigte ſie. Eine Zeitlang verhartete ſie ſo ganz ſtill, den Blick zu den Wolken erhebend.

Aſtas Blick hatte ſich indes zur Erde niedergeſenkt. Und da direkt unter dem Fenſter der Viktoria-Luiſe-Platz lag, ſtreifte er die Geſtalt eines ſchlanken, faſt hageren jungen Menſchen mit wettergebräuntem Geſicht, der unten auf und nieder ging, immer wieder unſchlüſſig ſtehen blieb und mit ſeinen hellen, trozigen und verlangenden Augen zu der Sirt von Soteriſchen Etage emporſah.

„Du liebe kleine Seele du!“ wiederholte Aſta mit einem ganz leiſen Zittern des Tones. Sie ſprach die paar Worte, ohne ſie zu überlegen, bloß weil ihr Klang noch in ihrem Ohre lag. Und ſie wunderte ſich dabei ſelbſt, wie kaltblütig ſie doch war. Denn unten ſtand Theo — es gab keinen Zweifel mehr für ſie. Und jetzt überſchritt er die Straße und kam aufs Haus zu.



Mit Erlaubnis der Fine Art Society Ltd., London W., 45 New Bond Street.

Ein Stelldichein.
Gemälde von S. Riviere.

Alta brach das stimmungsvolle Halbständchen ab, indem sie einen Gang mit Sabine durchs Zimmer antrat. Sabine entfannt sich dabei, daß es Zeit für sie war zu gehen. Sie trennten sich wortlos, als wäre es in dieser Stimmung viel zu profan zu sprechen.

An dem Fremden, dem Sabine im Treppenhaus begegnete, ging sie gesenkten Hauptes vorüber, denn sie fühlte noch die Feuchtigkeit ihrer Augen.

In dieser Stunde fand dann also das erste Wiedersehen der Geschiedenen statt. (Fortsetzung folgt.)

Wirtschaftliche Kolonialpolitik.

Von Carl Peters.

Mit großer Genugtuung wird ein jeder, dem die Zukunft unserer überseeischen Politik am Herzen liegt, die amtliche Ankündigung vernommen haben, daß das Deutsche Reich nunmehr in die Bahnen kolonialer Selbstverwaltung einlenken, also mit dem bisher verfolgten System bürokratischer Verwaltung brechen will. Freilich kommt dieser Entschluß etwas spät, nachdem das bisher verfolgte System auf der ganzen Linie Bankrott gemacht hat und nachdem mindestens eine halbe Milliarde Mark in unseren „kolonialpolitischen Lehrjahren“ draufgegangen ist. Indes „'tis never too late to mend“ oder „besser spät, als gar nicht“, wie wir Deutschen sagen. Der neue Chef der deutschen Kolonialpolitik, der Erbprinz zu Hohenlohe-Langenburg, hat es übernommen, diesen Systemwechsel praktisch durchzuführen. Damit hat eine Epoche überseeischer Experimente hoffentlich ihr Ende gefunden, die nicht eben ein Ruhmesblatt in der deutschen Geschichte darstellt. An ihren Verschuldungen nehmen viele teil; aber vor der Nachwelt wird sie wohl ein für allemal durch das „System Soden“ abgestempelt bleiben, als des markantesten Vertreters des „papierernen Zeitalters“ in unserer Kolonialpolitik. Ode Attenschieberei nach Tausenden von Zentnern; unnötige Schifaniererei weißer Einwanderer durch Verordnungen und Verbote aller Art; ein schwerfälliger und teurer Beamtenstolz; dabei Kajo-lierung der Eingeborenen; Unterlassen der nächstliegenden wirtschaftlichen Arbeiten, wie Begebau, Flußregulierungen usw., aus „Mangel an Fonds“, sind ihre hervorstechendsten Merkmale; ihr Ergebnis fast durchweg: Fiasko der wirtschaftlichen Unternehmungen, Rebellionen der Eingeborenen und die Verpulverung von über einer halben Milliarde öffentlicher Gelder. Das „System Soden“ mit seinen Begleitererscheinungen hat dem Deutschen Reich etwa ein Achtel der berühmten französischen Kriegs-kontribution gekostet.

Jetzt lohnt sich dieser Rückblick auf die von uns gemachten Fehler nur so weit, als wir daraus für die Zukunft lernen können. Es ist zwar nicht sonderlich viel, aber es ist doch immerhin etwas, wenn man genau erkennt, wie eine Sache nicht gemacht werden darf. Mit unserer jungen Kolonialpolitik stehen wir hoffentlich einer so andauernden geschichtlichen Entwicklung gegenüber, daß 21 Jahre experimentellen Umhertappens doch nur als eine Art von Präludium aufgefaßt zu werden brauchen. Wenn man die Geschichte britischer Kolonialpolitik durchblättert, findet man, daß solche prinzipiellen Mißgriffe auch dort wiederholt gemacht wurden; z. B. in Virginien; dann gegenüber den Vereinigten Nordamerikanischen Kolonien, was Großbritannien diese Kolonien kostete; in Australien, das man über ein halbes Jahrhundert als Verbrechertkolonie behandelte, usw. Wir brauchen also nicht zu verzweifeln, weil wir praktische Kolonialpolitik erst allmählich lernen. Es wäre in der Tat mehr als wunderbar gewesen, wenn der preussische Beamten- und Militärstaat, mit dem die Hohenzollern die Einigung Deutschlands durchgeführt haben, es ohne weiteres verstanden hätte, freie Gemeinwesen über See zu schaffen.

Wohl aber sollte das deutsche Volk sich jetzt über die Gesichtspunkte klar werden, die für eine praktische Kolonialpolitik in Frage kommen. Ich will versuchen, einige solcher Gesichtspunkte, die mir als die wesentlichsten erscheinen, hier kurz und möglichst deutlich darzulegen. Ich darf aussprechen, daß sie mich bei meiner eigenen kolonialpolitischen Tätigkeit in Deutschland von jeher geleitet haben. Wer sich

die Mühe geben will, in meinem „Deutsch-National“ (s. besonders S. 74—79, S. 91—93) oder in meinem „Das Deutschostafrikanische Schutzgebiet“ (s. S. 1—18, 376—418) darüber nachzulesen, wird finden, daß die nachfolgenden Grundgedanken seit mehr als 20 Jahren mein eigenes Kolonialprogramm gebildet haben. Aber ich habe meine Anschauung seitdem durch meine Tätigkeit in den britischen Kolonien südlich des Sambesi nach manchen Richtungen hin erweitern können und glaube demnach, heute mit größerer Bestimmtheit als in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts auf folgende Tatsachen als die unumgängliche Voraussetzung für kolonialpolitische Erfolge hinweisen zu können.

Um deutlich zu verstehen, wie die Entwicklung von Kolonien anzufassen ist, muß man immer im Auge behalten, zu welchen Zwecken ein Staat neue Landgebiete in Besitz nimmt. Stets waren es wirtschaftliche Bedürfnisse, die die Völker zur Kolonialpolitik getrieben haben. Entweder mußte neues Land für die anschwellende Bevölkerung erworben werden, oder aber es war nötig, Terrain in anderen Zonen sich anzueignen, in denen Artikel gebaut werden konnten, die der Volkshaushalt nötig hatte, die aber in der Heimat nicht kultiviert werden konnten. In beiden Fällen wurden auf diese Weise sichere Absatzgebiete für den heimischen Handel gewonnen. Dies ist die Grundlage für jede gesunde kolonialpolitische Unternehmung gewesen, von den Tagen der Phönizier und Karthager, der Griechen und Römer bis zu den Siedlungsarbeiten der Deutschen in den Ländern zwischen Elbe und Weichsel und an der mittleren Donau, sowie den überseeischen Eroberungen der Portugiesen und Spanier, der Holländer, Franzosen und Engländer, der großen russischen Expansion in Zentral- und Ostasien, und der letzten Aufteilung tropischer Gebiete im letzten Vierteljahrhundert, an denen Deutschland zum ersten Male wieder teilgenommen hat. Immer galt es die Gründung entweder von Ackerbau- oder von Plantagenkolonien; und jedesmal zog der nationale Handel aus einer gefundenen wirtschaftlichen Ausdehnung unmittelbaren Vorteil.

Es sind also Koloniegründungen ihrer allgemeinsten Klassifizierung nach Terrainspekulationen, und zwar Terrainspekulationen ganzer Völker. Deshalb können sie weiter ausschauend sein als die Spekulationen eines Einzelnen, eben weil ein ganzes Volk länger auf Profite warten kann als ein Individuum. Im übrigen aber müssen sie genau nach den Gesichtspunkten jeder gewöhnlichen Terrainunternehmung behandelt werden. Im Privatgeschäft nun macht jemand, der sich Grund und Boden auf Spekulation kauft, seinen Gewinn dadurch, daß er eine Preiserhöhung des Landes bewirkt; solche Preiserhöhung aber wird geschaffen dadurch, daß man entweder das Terrain durch geeignete Verbesserungsmittel an den Weltmarkt anschließt oder durch Parzellierung des Ganzen nach den verschiedenen Verwendungsmöglichkeiten in einzelnen schmackhaft für einzelne macht.

Wenn wir dies Prinzip auf Kolonialpolitik anwenden, so finden wir, daß der Staat zunächst natürlich die entsprechenden Ländereien sich zu besorgen hat. Dies kann durch Kauf oder einfache Besitzergreifung geschehen. Das letztere ist jedenfalls das billigere Verfahren. Ein kolonisationsbedürftiges Volk kann seine Hand niemals auf zu große Länderstrecken legen. Je mehr die nationale Flagge zunächst deckt, um so besser.

Das bekannte Wort des Grafen Caprivi: „man könne Deutschland keinen größeren Schaden antun, als wenn man ihm ganz Afrika schenke“, trifft nur zu auf ein koloniales Administrations-system, wie es allerdings unter seiner Reichskanzlerschaft, wenn auch nicht durch seine Schuld, bei uns im Gange war, und das man kennzeichnen kann als „teuer und schlecht“. Nicht aber findet es seine Anwendung auf eine geschäftliche Kolonialpolitik, wie sie gleichzeitig z. B. Cecil Rhodes in Südafrika betrieb, und wie sie die Engländer eigentlich überall auf der Erde betrieben haben. Für Rhodes war das: „Afrika englisch, vom Kap bis Kairo!“ nicht so sehr ein nationales, wie ein riesenhaftes Geschäftsprogramm. Den ganzen Erdteil nehmen, ihn einteilen von vornherein nach großen allgemeinen Geschäftsrubriken: Landwirtschaft, Minen, Forsten etc.; Eisenbahnen von einem Ende zum anderen zu bauen, um an der „Gründung“ Millionen zu machen; Städte anzulegen, um Geld „dick“ zu verdienen am Verkauf von Hausplätzen, wie dies geschah in: Buluwayo, Salisbury, Umtali, Gwelo, Mafsetter etc., Länder urbar zu machen, um Farmen zu Tausenden verkaufen zu können usw., das ist angelsächsische Kolonialpolitik, und für solche kann man gar nicht genug Land auf der Erde annekstieren. Bei uns war zur Zeit meiner ostafrikanischen Tätigkeit, wo ich meine Hand auf Afrika von Berbera bis zu den Komoren und Madagaskar, von Sansibar bis zu den großen mittelafrikanischen Seen legte, immer ein wildes Gekläff im Gange, mit theoretischen Dittelleien. Ist das Gebiet auch gut? Wie ist denn das Klima usw.? Das sind in solchen Fällen doch stets curae posteriores. Die Hauptsache ist, daß man das Land erst einmal hat; hernach kann man untersuchen, was es wert ist.

Man kann niemals ohne eine gründliche Untersuchung wissen, welche Schätze irgendwo auf oder in der Erde liegen mögen, zum Beispiel: wer hätte vor einem halben Jahrhundert geahnt, was die Lüneburger Heide an Salzen und Ölen in sich birgt. Deshalb soll man die graue Theorie und impotente Kritik bei Koloniegründungen lassen, bis man die Rechtsmittel besitzt. Wertloses Land kann man immer schnell wieder loswerden; aber sehr schwer kann man verpackte Gelegenheiten sich von neuem schaffen.

Neben der politischen Besitzergreifung, die ein Kolonialterrain gegen den Wettbewerb anderer Staaten sichert, muß die Okkupation von Grund und Boden erfolgen, durch welche die Eingeborenen enteignet werden und der besitzergreifende Staat der alleinige Eigentümer wird. Erst dadurch wird die rechtliche Grundlage für die ganze Unternehmung vervollständigt. Nach diesem Grundsatz ist Großbritannien in all seinen Kolonien verfahren bis auf Rhodesia in unseren Tagen hin. Die Eingeborenen erhalten den Anspruch auf die von ihnen okkupierten Ländereien entweder vom Staat bestätigt, oder aber es werden ihnen besondere Reservate überwiesen, die der Spekulation der Weißen entzogen werden. So oder so wird die legale Basis mit der Besitzergreifung eingenommen, daß nur der Staat, beziehentlich die staatlich bestellte Kompagnie Recht an allem Besitz über und unter der Erde hat. Nur dann ist eine Ausbeutung im großen Stil möglich. Nachdem somit ein klarer Rechtsbesitz geschaffen ist, völkerrechtlich und privatrechtlich, dann empfiehlt es sich erst, das erworbene Gebiet systematisch und sorgfältig auf seine verschiedenen Ausbeutungsmöglichkeiten technisch bis ins einzelne zu untersuchen: auf Klima, Bewässerung, Ackerkrume, Forstbestand und Wild, Minenschätze usw., und darauf eine geometrische Vermessung der einzelnen Terrains vorzunehmen. Dann lassen sich Ausbeutungsgesellschaften auf klaren und wissenschaftlichen Grundlagen ins Leben rufen. Damit solche arbeiten können, muß jedoch die zweite unumgängliche Vorbedingung gelöst sein, es müssen moderne Kommunikationswege bis in alle Hauptpunkte der verschiedenen zu entwickelnden Gebiete geschaffen werden. Der Grundsatz muß sein: kein Ackergebiet wird freigegeben ohne eine Eisenbahn bis in seinen Mittelpunkt; kein Haus gebaut ohne eine Fahrstraße zum nächsten Eisenbahnhof; kein Spatenstich getan, ohne daß dieser Spatenstich seine Resonanz in der Kulturwelt im ganzen findet. Das

gleiche gilt von Minen, Forsten, Ansiedlungen Weißer. So ist Nordamerika und Australien erschlossen; so wurde im letzten Jahrzehnt Rhodesia der europäischen Ausbeutung geöffnet. In unseren Kolonien ging das alles gerade umgekehrt; die Folgen sind Fiasko und Bankrott auf der ganzen Linie.

In dieser Beziehung ist die Geschichte der Lüneburger Heide so lehrreich. Dort haben Dampf und Elektrizität die Ausschließung bewirkt und damit eine allgemeine Wertsteigerung an Grund und Boden zur Folge gehabt. Ein Morgen, der vor 50 Jahren vielleicht 10 bis 20 Mark wert war, bringt heute vielleicht 80 bis 100 Mark ein. Ich möchte vorschlagen, daß unseren Kolonialbeamten das Studium der Entwicklung der Lüneburger Heide, insbesondere auch die segensreichen Folgen ihrer Aufforstung geradezu zur Pflicht gemacht werde. Ich kenne kein besseres Analogon für unsere meisten afrikanischen Kolonien.

Wenn der Staat somit die Grundlagen für eine rentable wirtschaftliche Arbeit in unseren Schutzgebieten gelegt hat, dann, sage ich: öffnet die Tore weit für jede ehrliche Arbeit, von welcher Nation sie auch kommen mag, für so viel Kapital, wie sich in den neuen Gebieten nur anlegen will! Denn Kapital und Arbeit müssen nun das große Wunder vollbringen, aus dem toten Besitz einen lebendigen wirtschaftlichen Organismus zu schaffen. Wenn die Kolonien Wert gewinnen sollen, wenn man Kaufkraft in ihnen schaffen will als Absatzgebieten für die heimische Industrie und den nationalen Handel, dann muß das Feld mit Früchten bestellt werden, die Erde muß ihre Metallschätze aufgeben, der Wald seine Handelsartikel. Die Kaufkraft unserer heutigen Kolonien beruht zum größeren Teil auf den Gehältern der Beamten und Offiziere, und diese Gehälter fließen aus den Taschen der deutschen Steuerzahler. Das ist, als wenn man einem Leichnam durch elektrische Ströme eine Art Scheinleben einhaucht. Wirtschaftliche Bedeutung für Deutschland hat das gar nicht. Nur der Austausch deutscher Industrieartikel mit wirklichen, an Ort und Stelle gebauten Kolonialartikeln bedeutet einen realen kaufmännischen Gewinn für unseren Handel, eine Kraftsteigerung für unseren Volkshaushalt. Oder das Gold, Kupfer, Blei usw., das in Südwest- oder Deutsch-Ostafrika aus der Erde geholt wird, ist eine wirkliche Bereicherung unserer Nation. Denn das gibt dem Lande eine gesunde, natürliche Kaufkraft, die Bedürfnis- und Luxusartikel aus der Heimat bezahlen kann. Die Tausende von Arbeitern, weißen und farbigen, die auf diese Weise ihren Monatslohn redlich verdienen, sind wirkliche Kunden für die europäischen Händler und die hinter ihnen stehende europäische Industrie.

Um solche Bepflanzung des Bodens, Ausbeutung der Forsten und Minen zu erzielen, kann der Staat nicht liberal genug sein in Erteilung von Konzessionen und Rechten aller Art, solange nur die Verpflichtung einer bestimmten jährlichen Arbeitsleistung immer festgehalten wird. Eine moderne Kolonialpolitik gegenüber dem weißen Besiedler ist liberal, oder sie ist überhaupt nicht. Und zwar liberal gegen jeden Weißen ohne Unterschied der Nation! Es ist für die Kaufkraft eines Gebietes ganz gleichgültig, ob ein Deutscher, Engländer, Franzose oder auch ein Schwarzer Kaffee, Tabak, Agaven und Kokosnüsse produziert. Deshalb wird nicht ein Arbeiter weniger gelohnt, nicht ein Pfennig Ausfuhrzoll in Frage gestellt. Wir Deutschen nun sind unsererseits auf der ganzen Erde für unseren Handel, wie für unsere Auswanderung so völlig auf die Gastfreundschaft bei Fremden angewiesen, daß wir uns schämen sollten, wenn wir da, wo wir einmal in der Lage sind, uns zu revanchieren, sofort mit einem engherzigen, bornierten Ausschließungssystem antworten möchten. Dieser Wunsch aber war es, der dem ganzen Gerede zugrunde lag: „Wir wollen keine britischen Kompagnien, keine Buren in Südwestafrika!“ Wenn die Briten nun einmal Repressalien ergriffen? Das würde verhängnisvoll empfunden werden in den Kontoren von Hamburg und Bremen, wie in

den Fabriken von Essen, Arefeld und Köln. Das rocher de bronze jedes deutschen Kolonialprogramms muß das unerschütterliche: „Fair chance for every body“ — Freie Bahn für alle — sein.

Eine solche liberale Politik der offenen Hand gegenüber der weißen Einwanderung, die maßgebend sein muß vom ersten Tage an, findet ihre Vollendung erst im Prinzip vollster Selbstverwaltung, sobald genügend arbeitende und verantwortungsvolle Elemente im Lande sind. Man gebe den Weißen sobald wie möglich das Recht, sich ihre eigenen Magistrate zu wählen, ihre eigenen Gesetze und Verordnungen zu machen, ihre eigene Polizei zu halten. Das erspart dem Staat ein Korps kostspieliger Beamten und macht dem Einzelnen die Kolonie schneller zur Heimat. Bureaufkräftiges Reglementieren, gleichviel ob es von Berlin kommt, aus Dar es Salam oder Windhoek, wirkt unter allen Umständen wie der Reif in der Frühlingsnacht auf junge koloniale Pflanzungen: erstarrend und ertötend. Ich verweise auf das französische Kanada, das Mutterland des Bureaufkräftismus, und das benachbarte Massachusetts, wo angelsächsisches Selbstgovernment gezeigt hat, was es zu leisten vermag. In dieser Beziehung können wir von den Engländern nicht weniger als alles lernen; und insbesondere für unsere afrikanischen Kolonien steht das Muster von Rhodesia vorbildlich da.

Ein sehr verschiedenes Prinzip der Verwaltung ist für die Eingeborenen in unseren Kolonien am Platz. Ihnen gegenüber empfiehlt es sich, vom Standpunkt des Eroberers und des Herrn aus aufzutreten. Gerade im Interesse der wirtschaftlichen Erschließung der Gebiete kommt alles auf die Organisation der schwarzen Bevölkerung zur Arbeit an; ja man könnte behaupten: die eigentliche Aufgabe der Verwaltung in einer Kolonie ist die Disziplinierung Eingeborener für die weißen Unternehmungen. Darauf läuft schließlich alles hinaus. Hierfür können wir bei den Engländern nicht in die Schule gehen. Weder in Amerika, noch in Australien, noch auch in Afrika haben sie es verstanden, die eingeborenen Rassen zur Arbeit zu erziehen. Entweder rotteten sie sie einfach aus, oder mit ihrem doktrinären Liberalismus zogen sie ein arbeitsscheues, dreistes Gefindel empor. Hier werden wir unseren eigenen Weg zu nehmen haben. Vorbilder dafür, wie man aus Afrikanern wirtschaftliche Arbeit erzielt, sind am Ende nur die eingeborenen Häuptlinge: die Mtesas, die Mahbis, die Mirambos, die Gungunjanas und Tschakas, sodann die arabischen Herren. Aber sie alle blieben prinzipiell auf der Stufe der Sklaverei stehen. Von ihnen also können wir nur das eine lernen, daß gegenüber den Schwarzen für absehbare Zeit noch ein gewisser Arbeitszwang anzuwenden ist. Und hierfür nun haben wir in Deutschland selbst das Vorbild des modernen Staates in seinen verschiedenen Betätigungen: als Schulzwang, Impfwang, Steuerzwang, Militärzwang usw. — insbesondere der Militärzwang, wie ihn das Preuzentum ausgebildet hat — bieten klassische Vorbilder zur Erziehung der Eingeborenen. Man zwingt sie, vier bis fünf Jahre in den Kolonien zu dienen, nicht als Soldaten, sondern als Arbeiter. Jeder Neger sei angehalten, von seinem 17. bis zu seinem 22. Jahr dem Staat als Arbeiter zu dienen; und der Staat verdinge diese Arbeiter alsdann an die privaten Unternehmer.

Das wird die Arbeiterfrage mit einem Schlag lösen und gleichzeitig eine vorzügliche Schule für die gesamte Eingeborenenwelt sein. Dadurch können sie europäische landwirtschaftliche Kulturen und Handwerke, preußische Disziplin und Zucht kennenlernen.

Hierbei wünsche ich keinerlei Härte. Die Leute sollen ihr gutes Essen haben und auch eine kleine Bezahlung; sie sollen ihre Feste feiern dürfen und mit 18 Jahren auch heiraten. Nur sollen sie das Kontingent für die erforderliche Arbeit in der Kolonie bilden. Das wird sie schneller mit der Zivilisation in Berührung bringen als Schule und Mission, die ich daneben nicht ausschließen will. Alle europäischen Nationen, wir Deutsche an der Spitze, haben einen ähnlichen Entwicklungsgang durchmachen müssen. Weshalb wollen wir gerade bei den Schwarzen eine Erziehung von zwei Jahrtausenden überspringen? Eine solche Organisation wird uns vor Regerevolution und Weißen-Regelieren in der Zukunft bewahren.

Der mir zur Verfügung gestellte Raum verbietet mir, auf die Details eines solchen Kolonialprogramms einzugehen. Ich habe hier nur die hervorpringendsten Gesichtspunkte hingestellt, und wenn ich mich dabei besonders auf afrikanische Verhältnisse beziehe, so liegt das daran, daß ich sie am besten kenne. Im wesentlichen, des bin ich sicher, werden alle jene, die praktische Kolonialpolitik zu treiben haben: die Farmer, Minenleute, Kaufleute, mir recht geben. Jemand, der nicht gezwungen ist, seinen Unterhalt aus der Benutzung der gegebenen Verhältnisse zu gewinnen, sondern von einem sicheren Jahresgehalt in einer afrikanischen Kolonie lebt, kann sich den Luxus humanitären Phantasiespiels gestatten und als „unparteiisches Element“ über Europäern und Eingeborenen schweben. Aber seine Anschauungen werden kaum viel praktischen Wert beanspruchen können; denn auf das Gedeihen der anderen Klassen, zu denen ich seit 1899 gehöre, kommt es an. Sie sollen dem Boden die Schätze abringen, mit denen die Kolonien deutsche Industrieartikel kaufen können. Sie müssen Steuer- und Zollkraft schaffen, auf denen jede koloniale Finanzverwaltung letzten Endes basiert werden muß. Sie sind die Organe, durch die das Mutterland neuen Reichtum aufzusaugen erwarten muß.

Wir reden bei uns so viel in den letzten Jahren von „deutscher Weltpolitik“, von den „großen Aufgaben des Deutschtums in der Zukunft“. Ich glaube an diese Zukunft. Aber das will ich zum Schluß aussprechen, daß, wenn wir es nicht lernen, im Sinne der hier aufgeführten Prinzipien unsere gegenwärtigen Kolonien in nüchternen und geschäftlicher Weise auszubeuten, wir keine Aussicht haben, jemals wirkliche „Weltpolitik“ zu betreiben. Hic Rhodus, hic salta! Hier ist der Wendepunkt! Erst muß man beweisen, daß man Verdauungskraft besitzt, ehe man große Mahlzeiten zu sich nimmt. Wenn Deutschland über den plumpen und unfruchtbaren Bureaufkräftismus in seiner Kolonialverwaltung nicht hinauskommen kann, soll es die Hand von solchen Unternehmungen lassen. Dann bedeuten sie nur einen Ballast und Verschleuderung öffentlicher Gelder. Sie sind, wie wenn jemand sich den Magen mit Sand anfüllte. Es ist in der Lösung der hier behandelten Probleme also die Frage unserer ganzen überseeischen Zukunft enthalten.

Die Vorläufer des Automobils.

Von Franz M. Feldhaus.

Jede Art Wagen war im Mittelalter eine seltene Erscheinung. Lasten beförderte man mehr auf Pferden und Maultieren als auf Karren. Von Kutschen, in denen Personen reisen, erfahren wir erst am Ausgang des Mittelalters, und es sind lange Zeit hindurch nur hohe Frauen, Kranke oder Fürsten, die sich ihrer bedienen.

Das drängt und stößt, das rutscht und flappert.
Das zischt und quirlt, das zieht und blappert!
Das leuchtet, sprüht und stinkt und brennt!
Ein wahres Hegenement! Faust, II. 1.

Nicht nur der starre Geist des Rittertums, dessen ganzes Wesen so eng mit dem Pferde verbunden war, hemmte das Aufkommen des weichlicheren, bequemeren Verkehrsmittels, sondern auch die unbeschreiblich elenden Begegnungen, die schweren Einschränkungen des Verkehrs durch Ortsabgaben und Passiergelder zwangen höchstens die Großhändler, sich der Wagen zu bedienen.

Um die Zeit, da die Kutsche zuerst auftritt, finden wir auch schon ihre modernste Form: den Wagen ohne Pferde. Er war dem Segelschiff nachgebildet worden. Der Wind trieb ihn. Wohl seine älteste Abbildung haben wir in einer im Jahre 1430 entstandenen kriegstechnischen Handschrift mit dem Titel „Ordigni meccanici“. Heute bewahren die Uffizien in Florenz die Malerei dieses ältesten Automobils. Es ist anzunehmen, daß dieser Kraftwagen noch weit älter ist, denn die meisten Darstellungen dieser Handschrift von 1430 sind einem älteren Werke entnommen, das leider heute nur noch unvollständig in den Uffizien vorhanden ist.

Die nächste Nachricht stammt aus Deutschland.

In der Memminger Chronik heißt es beim Jahre 1447 nämlich: „Am Montag nach dem Neuen Jarstag gieng ein Rechter wagen zum Kalchthor herein biß an den Markt und wider hinaus, ohn Noß, Kindter und Leutt, und war wol (wohl = gut) verdeckt, doch saß der Meister so In (so ihn = der ihn) gemacht hett (hatte) darin“. Das dürften wohl die ersten Nachrichten von einem durch andere als Zugtierkraft bewegten Wagen sein. Die öfter angeführte Stelle von einem Kraftwagen bei dem berühmten Franziskaner Roger Bacon (um 1250) ist zu allgemein gehalten, als daß man mehr als einen Wunsch darin erkennen könnte. Bacon sagt nämlich nur: „Man kann einen Wagen machen, der sich ohne Zugtiere unglaublich schnell vorwärts bewegt.“ Was dieser berühmte Engländer sich hier als unglaublich schnell vorgestellt haben wird, das möchte uns heute als unglaublich langsam erscheinen. Kein anderer Begriff eines Wagens ist seit jenen Zeiten eben so umgewertet worden wie der der Geschwindigkeit.

Die folgende Nachricht, die wir von einem Kraftwagen kennen, bringt der älteste italienische Bilderdruck, ein Werk über die Kriegskunst eines Ingenieurs Roberto Valturio. Unter allerhand phantastereichen Dingen zum Kriegshandwerk sehen wir auch den in Figur 1 abgebildeten Wagen, ein Automobil mit Kraftmotor durch Windradbetrieb. Wir haben also einen Kraftwagen vor uns, der nicht, wie jener von 1430, dem Segelschiff, sondern der Windmühle nachgebildet ist.

Nicht das heute mit Windmühlen geradezu übersäte Holland ist, wie meist angenommen wird, das Geburtsland dieser Maschine, sondern Deutschland, Niedersachsen. Hier finden wir sie schon im neunten Jahrhundert als Rechtsgegenstand erwähnt, dort erst im vierzehnten Jahrhundert. Ehe sie nach Holland kam, war sie längst in Frankreich, England und seit 1332 in Italien heimisch. Darum dürfen wir uns nicht wundern, den Kraftwagen mit Windrad auch zuerst im Süden zu finden. Die gleiche Bemerkung, die ich bei dem Segel-

wagen machte, daß seine Idee sicherlich älteren Ursprunges sei, gilt noch mehr von dieser Abbildung, denn was man in den Wiegenjahren des Buchdrucks unter die Presse gab, das waren keine welterschütternden Neuheiten. Jener Zeit waren die historische Tradition und der Autoritätsglaube als Richtschnur so sehr zur Gewohnheit geworden, daß man ein kostspieliges Druckwerk nicht für eine junge Idee gewagt hätte. Leider ist so manches kostbare Pergament in Unverständnis der Zeiten zum Einbinden, zum Altenheften oder, nach einer gründlichen Rasur, zum Neubeschreiben verwendet worden, daß wir heute nicht mehr als einen minimalen Bruchteil von dem besitzen, was den Druckern und Holzschneidern des fünfzehnten Jahrhunderts einst als Vorlage gedient hat. Sehr merkwürdig an unserem Windradwagen ist die Darstellungsart. Wir sehen den Wagen in der Zeichnung von vorne, von beiden Seiten und von oben. Schön ist die Projektion nicht, entschieden aber zweckmäßig und für den Nichttechniker wesentlich verständ-

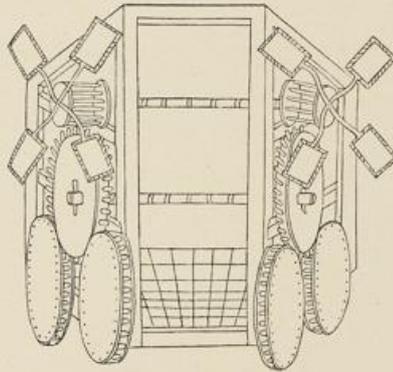


Fig. 1. Windrad-Automobil um 1460.
(Balturio, Verona 1472.)

licher als unsere heutigen technischen Aufriße. Die Windräder, das mußte man von den Windmühlen her wissen, sind in der Zeichnung des Valturio viel zu klein. Doch wohl mit Absicht, denn wer nicht eine Mühle bauen konnte, sollte auch diesen Kunstwagen nicht zum Laufen bringen.

Die nächste Nachricht über ein Fahrzeug ohne Zugtiere finden wir in den Ausgabebüchern der Stadt Antwerpen vermerkt. Solche alten Rechnungsbücher sind wertvolle Quellen für die Geschichte der Realien. Der Antwerpener Säckelmeister vermerkt im Jahre 1479, daß er dem Gilles de Dom zwölf Pfund Silbers anbezahlt habe, weil dieser einen Wagen erbaut, der sich ohne Zugtiere durch einen geheimen Mechanismus bewegte. Wie das Fahrzeug ausgesehen hat, wie es betrieben wurde, das wissen wir leider nicht. Da es aber der Stadt verkauft wurde, so dürfen wir annehmen, daß es ein Kriegsfahrzeug war, und daß Gilles de Dom etwa auf Valturios Windradwagen zurückgriff. Diese Vermutung gewinnt an Wahrscheinlichkeit, wenn man berücksichtigt, daß Valturios Abbildungen bald in ein deutsches Werk gelangt waren. Der Ulmer Drucker Ludwig Hohenwang übersetzte nämlich zwischen 1472 und 1475 ein römisches Buch des Vegetius und druckte es unter dem Titel „Kurze red von der Ritterschafft“ mit Beigabe der Bilder

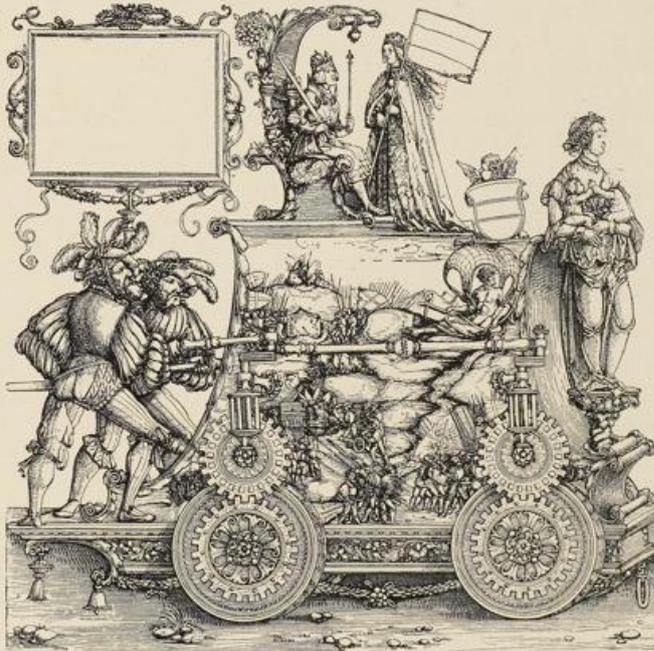


Fig. 2. Kunstwagen mit Kuppelstange nach einem Holzschnitt um 1518.

des Valturio. Von dem Buche besitzen wir heute nur noch drei Exemplare in Deutschland. Weil es Deutschlands erster kriegstechnischer Druck war, mußte der Antwerpener Ingenieur es unbedingt kennen, als er seinen automobilen Wagen baute.

Die Windradwagen bei Valturio und im deutschen Vegetius riefen, da sie als Druckwerke die Idee selbstlaufender Wagen

schnell verbreiteten, bei Uhrmachern und Maschinenbauern neue Anregungen zu solchen Fahrzeugen wach. Statt Segel und Windrad dachte der Mensch auch seine eigene Körperkraft anzuwenden. So beginnen dann mit dem sechzehnten Jahrhundert die Nachrichten von Fahrzeugen, die wir heute als Glieder zwischen Automobil und Fahrrad ansehen müssen.

Kurbeln, acht Fahrgäste zählen wir, das macht mit dem Mann am Steuer 17 Personen Besatzung dieses Ungetüms, das wohl nie weit gekommen wäre. Holzschuhler will seinen Entwurf aber sogar zu einem beratigen Wagen mit Vollerwerk und Kanonen ausbauen.

Erst hundert Jahre später gelang es zwei anderen Nürnberger Meistern, mechanische Wagen zu erfinden, die so gebaut waren, daß sie weite Berühmtheit erlangten.

Inzwischen war aber der Segelwagen in die Praxis getreten. Der ihn zuerst verwendete, war Prinz Moritz von Oranien, Statthalter der Niederlande, Erfinder des Wagens war der Mathematiker Simon Stevin. Wir kennen diese seinerzeit berühmten Fahrzeuge durch Flugblätter, durch eine Zeichnung auf einer Karte von Holland und durch eine Skizze (Fig. 4), die ein gewisser Andreas Selzinger sich in seinem Tagebuche auf einer niederländischen Reise machte. Die Erbauung dürfte in das Jahr 1599

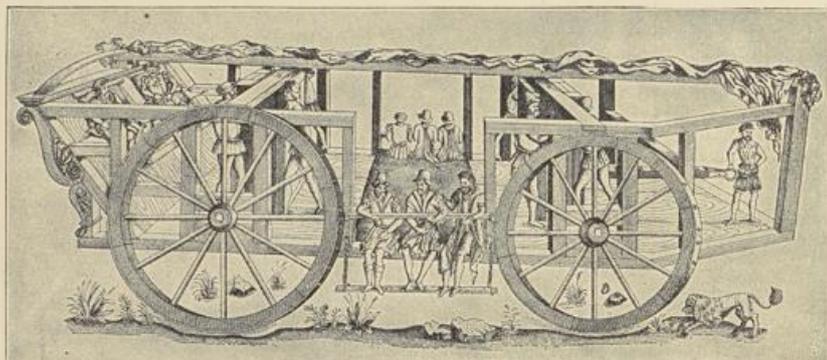


Fig. 3. Kunstwagen um 1558.

Die älteste Nachricht dieser Art bewahrt die Königliche Bibliothek zu Dresden in der Chronik des Petrus Albinus über die Stadt Pirna auf. Dort heißt es beim Jahre 1504:

„Selzamer wagen. Im 1504. (Jahr) unterfunde sich ein burger der fast vieffeltich (im Visieren, also in Mathematik und Mechanik, erfahren) war, einen wagen mit rädern und schraubengezeug zu machen, der solte ohne perdt, so einer darauff seß und schraubete, fur sich fahren.

Als er es nun wolt probiren gegen Dresden zwei meilen zu fahren und richtet alles nothdurftig zu, such er nicht weit, blieb in dem kot, der die zeit groß war, stecken; uff der eben und im truckenen hatte er es mögen enden. Dobei war ein groß wold volck (große Welt voll Volk), idermann wolt solch neue Ding sehen.“

Wie dieser Wagen, an dem vor vierhundert Jahren jener Meister „schraubete“, in seinem Mechanismus ungefähr ausgesehen haben kann, veranschaulichen neun Entwürfe zu Kunstfahrzeugen, die wir in dem Prachtwerke „Kaiser Maximilians Triumph“ finden.

Einen der Wagen zeigt Fig. 2 in starker Verkleinerung. Die Druckstöcke zu den Originalen dieser Wagenabbildungen besitzt heute noch die Kunstsammlung des Kaiserhauses in Wien. Von wem die Entwürfe zu den Wagen stammen, wissen wir nicht. Nicht einmal, von wem die Holzstöcke dieser Wagen gezeichnet sind, ist bisher sichergestellt. Nehmen wir, nicht, wie es neuerdings in einer Dürer-Monographie wieder geschah, diesen großen Meister, sondern Hans Burgkmair als Zeichner an, dann dürften die Entwürfe auf etwa 1518 anzusehen sein. Ausgeführt wurden diese Wagen des nur allegorischen Triumphzuges wohl nie. Kaum eines der neun Ungetüme würde sich auf die angegebene Weise haben bewegen lassen. Beachtenswert ist an Fig. 2 die Kuppelstange zwischen den Triebrädern, die gleiche Kuppelstange, die wir heute zwischen den Triebrädern der Lokomotiven anwenden.

In Nürnberg, der alten Mechanikerstadt, war um die Mitte des 16. Jahrhunderts ein Erfinder von seiner Automobilidee sogar so eingenommen, daß seine Notizen und Zeichnungen nach dem Tode

„niemandt, dann meinem Elftien Sohn, der meinen Tod erleben wirdt“

anvertraut werden sollten. Und dieser sollte

„diß buch bey seinem TId niemandt eroffen, Lesen lassen noch ainiche Copy darvon geben.“

Der Meister hieß Berthold Holzschuhler. Sein geheimes Buch besitzt heute das Germanische Museum in Nürnberg. Fig. 3 zeigt uns daraus den weitgehenden Entwurf des von ihm 1558 erdachten Fahrzeuges. Acht Männer drehen an den

fallen. Glaubwürdigen Berichten nach fuhr der Wagen auf seinen breiten Rädern längs der flachen Meeresküste in der Stunde sieben Meilen weit. Das ist für jene Zeiten eine außerordentlich große Geschwindigkeit, eine Geschwindigkeit, die nicht mal im Jugendalter der Dampfbahnen erreicht wurde. Bischof Wilkins sagt 1648 gar, diese Wagen, die „seit undenklichen Zeiten auf den Ebenen von China, sowie in Spanien im Gebrauch sind“, könnten 20 bis 30 Meilen in der Stunde zurücklegen. Das glaube ich dem hochwürdigen Herrn aber nicht.

Die beiden berühmten Meister der Kunstfahrwagen, die vorher erwähnt wurden, waren die Nürnberger Hautsch und Farfler.

Hans Hautsch, Zirkelschmied in der Ledergasse zu Nürnberg, war ein Genie. Leider aber auch ein Geheimnisträger. Seine hervorragendste Erfindung ist der Windkessel an der Feuerpritze, wodurch er erst einen dauernd gleichmäßigen und hohen Wasserstrahl erzeugte. Hochtönende Flugblätter mit Abbildungen hinterließ uns der Erfinder zwar von seiner Spritze, wie von seinem Wagen, doch das „Wie“ verrät er uns durch nichts. Der große Leibniz, der in Altdorf bei Nürnberg studiert hatte, bestätigt uns zwar in einem Briefe, daß Hautsch den



Fig. 4. Holländischer Segelwagen um 1600.

Windkessel der Brandspritzen erfunden hat. Wie er aber seinen Wagen zuwege gebracht, darüber gehen die Meinungen der Späteren auseinander.

Die einen glauben ihm und sagen, der Wagen sei durch ein Uhrwerk bewegt worden. Das klingt, wenn man den Stand der Mechanik in der Mitte des 17. Jahrhunderts und

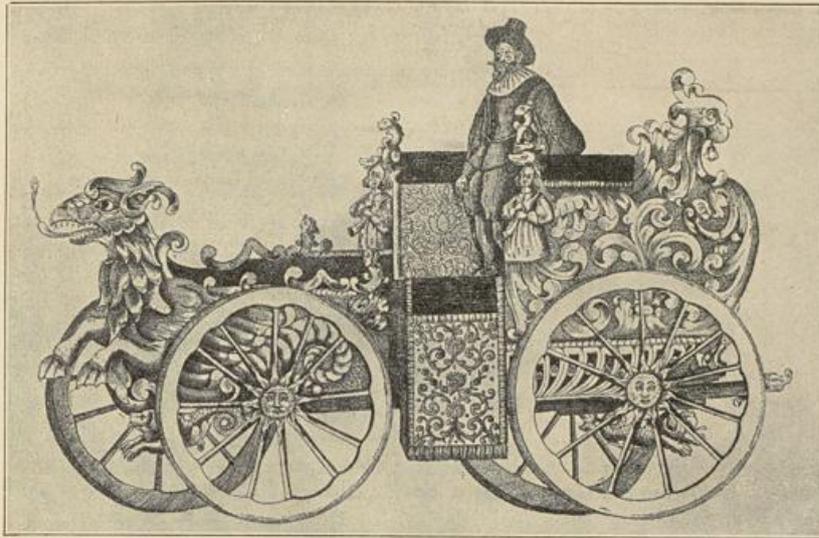


Fig. 5. Kunstwagen des Hans Hautsch um 1649.

die schwache Kraft einer Zugfeder berücksichtigt, mehr als unwahrscheinlich. Die anderen Berichterstatter sagen, daß in dem Innern des Wagens Jungen verborgen waren, die ihn drehen mußten. Die Geschwindigkeit betrug nur 1,9 Kilometer in der Stunde. Auch nach der Beschreibung war das Ganze eine prunkvolle Spielerei, kein Kutschfahrzeug.

Das Flugblatt, dem wir die Abbildung (Fig. 5) entnehmen, rühmt, daß der Wagen „also frey gehet, wie er da vor Augen steht, und bedarff keiner Vorspannung wie ein ander Wagen, weder von Pferden, Ochsen oder anders, sondern wann man sich darauff setzt, und nimmt den Stab mit dem Wurmskopff in die Hand, so kan man den Wagen hin lencken wo man wil, auff die recht und linc Seit, hindersich oder fürsich, Berg oder Thal, wie er dann unterschiedlich mal zu Nürnberg die Vestung hinauff und wider herab gefahren . . . und ist doch alles von Wyrwerk gemacht, der Wagen ist so groß als eine Landkutschchen, . . . und kan der Meerdrach Wasser spritzen, die Augen verwenden, die Engel die Possaun aufheben, und blasen, der Meerdrach kan Wasser, Bier, Wein, Mehl, alles trinden, aber den Mehl trinkt er am liebsten, und kan auff der Zung geben allerley wolriechende Wasser.“

Wahrscheinlich entstand dieser Hautschsche Wagen 1649, also kurz nach dem Dreißigjährigen Krieg. Karl Gustav hatte das Fahrzeug wohl in Nürnberg gesehen, denn als er den schwedischen Thron bestieg, kaufte er es an. Eine Nachbildung des Wagens wurde hernach noch an den dänischen König geliefert. Der Zeitgenosse von Hautsch, der Altdorfer Uhrmacher Stephan Farfler, baute seinen Wagen von anderen

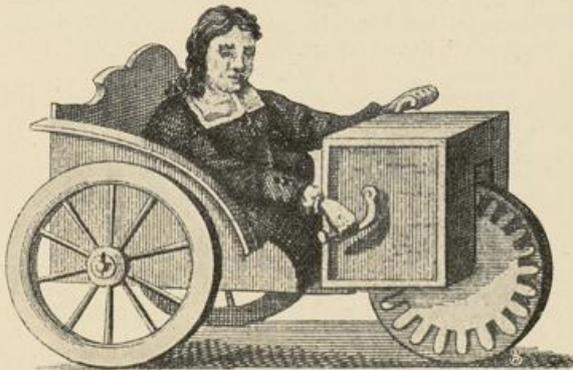


Fig. 6. Kunstwagen von Stephan Farfler um 1650.

Gesichtspunkten aus wie jener. Farfler war als Krüppel auf die Welt gekommen, so daß er nicht gehen konnte. Darum erfand er ein kleines und leichtes Fahrzeug, um sich darauf fortzubewegen. Hier streifen wir also die Grenze zwischen Automobil, Fahrrad und Krankenstuhl. Tatsache ist, daß seit 1650 Krankenstühle zum Selbstfahren für Podagrifen von Nürnberg aus verkauft wurden. Ob aber Farfler oder Hautsch ihr Urheber ist, darüber sind wir nicht unterrichtet. Farflers zweite Konstruktion — die erste hatte drei Räder (Fig. 6) — bewahrt heute noch die Nürnberger Stadtbibliothek auf.

Mit Hautsch und Farfler erreichten die mechanischen Wagen ihre Glanzperiode. Dann verlor man das Interesse an ihnen. Und wenn wir auch noch viele Nachrichten im Laufe der Zeit von ihnen finden,

so hatten sie sich bald überlebt. Zwei dieser späteren Wagen wären nur noch erwähnenswert. Der eine gehörte um 1690 einem Arzt Richard in La Rochelle; mit ihm (Fig. 7) fuhr er in die Praxis, der andere (Fig. 8) führte zur

Erfindung des Fahrrades. Als nämlich der junge Forstmeister von Drais in Mannheim einen solchen Wagen im Jahre 1813 erbaut hatte und daraufhin ein badißches Privileg nachsuchte, wies man ihn in Karlsruhe mit dem Bescheid ab, daß ein derartiger Wagen kurze Zeit vorher von einem Maler in Durlach erbaut worden sei. Das ärgerte Drais so sehr, daß er nicht ruhte und rastete, bis er „den durch den Inftizenden getriebenen Wagen“ zu seiner zweirädrigen Draisine vereinfacht hatte. Auf diese Form erhielt er dann am 12. Januar 1818 das ersehnte Patent.

In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts gelangte man auf Grund der Versuche von Guericke, Torricelli, Boyle, Papin und anderen zur Erkenntnis der Spannkraft des Wasserdampfes.

Der Erfinder des Dampfautomobils scheint der berühmte Izaak Newton im Jahre 1663 gewesen zu sein. Wenigstens machte er von diesem Jahre bis gegen 1680 Versuche, einen kleinen Wagen, auf dem eine Weingeistflamme unter einem Wasserkessel brannte, durch den Rückstoß des ausströmenden Dampfes zu treiben. Primitiv und praktisch gleich undurchführbar, war ein etwas früherer Vorschlag des deutschen Jesuiten Kircher, der ein Wäglein durch die Ausdehnung des abwechselnd erwärmten und gekühlten Quecksilbers beweglich machen wollte.

In die Praxis führte den Dampfstrahenwagen, obgleich man jenseit des Kanals den Gedanken zweimal anregte (Savery 1700 und Robison 1759), ein Franzose, der Artillerieingenieur Cugnot, im Jahre 1769. Er hatte den Kriegsminister für sein Unternehmen interessiert, und der erste Versuch war befriedigend verlaufen. Nur eine Haussetze, das

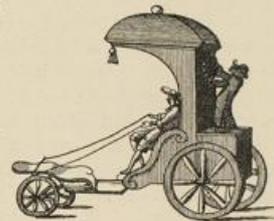


Fig. 7. Wagen des Arztes Richard um 1690.

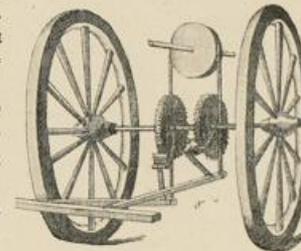


Fig. 8. Erretwert des ärztlichen Wagens.

liegt ja nun einmal so in der Art der Automobile, war mitgenommen worden, und von diesem Zusammenstoß wollte sich die Maschine nicht mehr recht erholen. Mit Unterstützung der

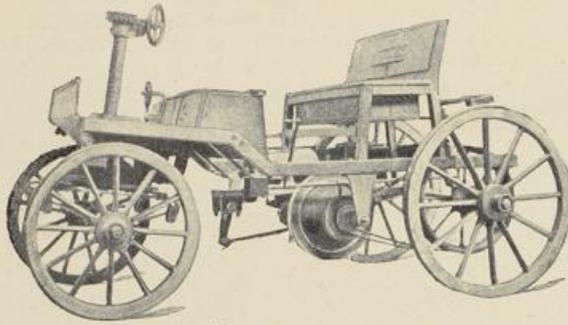


Fig. 9. Ältestes Benzinautomobil.

Regierung baute der Erfinder zwei Jahre hernach einen neuen Wagen. Dieses wahrhaft älteste Automobil (Fig. 10) bewahrt heute noch das große Pariser Gewerbemuseum auf. Seine technischen Einzelheiten machen dem Erbauer alle Ehre. Links sehen wir den Dampfkessel, daneben zwei Dampfzylinder, die auf schwere Triebräder wirken. Vor dem Führersitz steht die Lenkvorrichtung, ein Hebel für den Fuß betätigt die Steuerung, die Räder sind mit den „modernsten“ Gleitschuhreifen versehen — ganz wie bei uns — und doch alles von Anno 1771.

Unter denen, die sich von nun an mit Dampfswagen beschäftigen, fällt besonders Napoleon der Erste auf. Er hatte Cugnot, der von seinen Plänen durch die Revolution abgedrängt worden war, später als alternden Mann durch eine Rente unterstützt und wollte dessen Dampfswagen für den Krieg nutzbar machen. Ja, als man Napoleon in das Institut wählte, lieferte er seine erste und einzige wissenschaftliche Arbeit über das heute wieder zeitgemäße Thema: „Das Automobil im Kriegsdienst“.

Interessant ist es auch, heute zu lesen, daß das englische Unterhaus im Jahre 1831, als es weitere Gelder zur Erbauung von Dampfisenbahnen bewilligen sollte, eine Kommission einsetzte, die Schienenlokomotiven und Straßen-dampfswagen miteinander vergleichen sollte. Das Ergebnis fiel für erstere günstiger aus. Um aber die öffentliche Meinung noch in letzter Stunde zu beeinflussen, ließ ein Konsortium sofort zwischen Gloucester und Cheltenham, die 60 Kilometer voneinander liegen, einen regelmäßigen Automobildienst eröffnen.

Doch da bekamen sie's mit einem alleingefessenen Feind jeder Schnelligkeit zu tun, mit der Postkutsche. Anno 1835 machten sich die Konkurrenten nach langer Zeitungsfehde in einer regelrechten Wettfahrt Luft und — das Auto trug seine ersten Lorbeeren aus dem Rennen davon. Aus dem gleichen Jahre stammen die ersten Versuche zu einem Elektromobil. Ihre Urheber sind zwei Groninger Gelehrte, Stratingh und Becker. Erfolge hatten sie und ihre Nachfolger nicht. Erst die letzten Jahrzehnte haben unter Verwendung der besten Elektromotoren und Sammlerbatterien hier Brauchbares geschaffen. Das jüngste Betriebsmittel, das am Kraftwagen versucht wurde, soll auch zunächst die Herrschaft behalten, das Explosivgas. Leeröle suchte schon der Erfinder des ersten Kolbengasmotors im Jahre 1794 zur Erzeugung seines Gases zu verwenden, doch erst Otto und Langen brachten den Gasmotor 1878 in brauchbarer Form in die Praxis.

Der Erfinder des modernen Autos mit Benzinbetrieb ist ein Wiener Mechaniker, Namens Siegfried Marcus. Nicht Daimler (über den die „Gartenlaube“ 1888, S. 148, und 1889 S. 148 berichtet hat) oder gar Benz, deren erste Versuche in die Jahre 1885 und 86 fallen, können diese Ehre beanspruchen, sondern sie gebührt dem Österreicher. Ein von ihm im Jahre 1875 erbautes Wagen, dessen Abbildung wir dem Patentanwalt B. Tischler in Wien verdanken, nimmt heute einen Ehrenplatz im Heime des Österreichischen Automobilklubs in Wien ein (Fig. 9).

Wir hielten einen Rückblick über nahezu ein halbes Jahrtausend. Segel, Windrad, Kurbel, Dampf, Elektrizität und Gasexplosion sahen wir in den schüchternsten Versuchen, um dem Menschen Zeit und Wege zu kürzen. Wer möchte sich vermaßen,

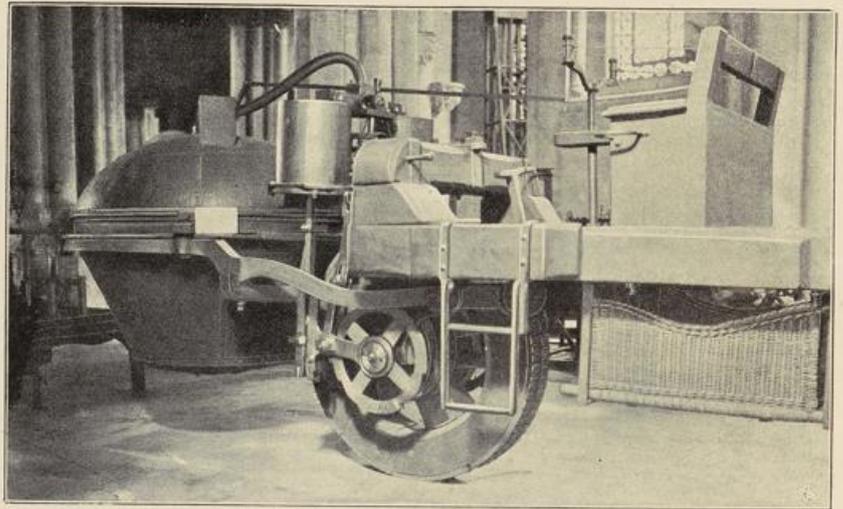


Fig. 10. Dampf-Automobil um 1770.

heute auch nur den zehnten Teil weit in die Zukunft zu schreiten? Welche Kräfte werden wir dann zur Verfügung haben? Wird dann der Gummwagen durch unsichtbare elektrische Strahlen auf eigenen Wegen gefahrlos dahingleiten?

Die körperliche Erziehung der Jugend.

Von Professor Dr. A. Hoffa.

II.

Unsere ärztliche Wissenschaft hat die Behandlung bezw. die Verhütung der Schulkrankheiten zur Zeit schon ganz energisch in die Hand genommen. Den vereinten Bemühungen hervorragender Forscher haben wir es zu verdanken, wenn wir jetzt denjenigen Zweig der allgemeinen Gesundheitspflege, der

sich mit der Schule beschäftigt, wenn wir die Schulhygiene geradezu als einen der am sichersten aufgebauten Teile der ganzen Gesundheitslehre bezeichnen können.

Einer der größten Fortschritte ist dabei der, daß heutzutage nicht allein Ärzte auf die Gefahren der Schule aufmerksam

machen und sie beseitigen wollen, sondern daß eine ganze Anzahl hervorragender Schulmänner sich mit hygienischen Fragen beschäftigt und energisch für hygienische Bestrebungen eintritt, daß ferner schon in einer großen Anzahl von Städten Schulärzte angestellt sind, die mit dem Lehrerkollegium Hand in Hand gehen und durch gemeinsame Arbeit Gutes fördern. In Berlin wurden zum 1. September 1903 im ganzen sechs- und dreißig Schulärzte beschäftigt bzw. angestellt.

Ich will hier anführen, wie Professor Kirchner in einer Hauptversammlung des Zentralkomitees für das ärztliche Fortbildungswesen betonte, daß in Anbetracht der schweren Schädigungen der Schuljugend durch unzweckmäßige Verteilung der geistigen Arbeit, durch Mangel der Körperpflege und zum Teil durch Mangel der Beachtung hygienischer Grundsätze in der Schule die Aufmerksamkeit aller Ärzte (nicht nur der Schulärzte) auf die Wichtigkeit aller Vorgänge im Schulalter gerichtet werden müßte, damit gewissermaßen jeder Arzt zum Schularzt werde.

Was wir zunächst vom ärztlichen Standpunkt aus bezüglich des Unterrichts selbst verlangen müssen, das ist die tunlichste Beschränkung des Fachlehrersystems, das ist ferner eine größere Konzentration d. h. eine größere Einfachheit im Unterrichtsstoff, eine Vermeidung der geistigen Zersplitterung. Nicht darauf kommt es an, dem Schüler eine große Menge positiven Wissens beizubringen, sondern darauf, seine Verstandestätigkeit zu erwecken, seinen Geist aufnahmefähig zu gestalten für alle die Eindrücke, die ihm in späteren Leben bevorstehen. Es ist nicht zu leugnen, daß dieser Forderung eine ganze Anzahl namentlich der jungen Lehrer bereits gerecht zu werden versucht. Eine Besserung der Unterrichtsmethode ist gar nicht zu verkennen, wie ja überhaupt in der Pädagogik und der Didaktik zurzeit ein frischerer Wind weht. Noch aber ist hier nicht genug geschehen. Erst wenn der Unterricht grundsätzlich und allgemein nach den gegebenen Vorschlägen geschieht, wird sich der Segen für die Schüler erweisen.

Mehr noch als in bezug auf die Unterrichtsmethode hat man den Anforderungen der Ärzte bezüglich der Hygiene der eigentlichen Schulkrankheiten entsprochen. Man ist heute allgemein bestrebt, die Belüftung, Lüftung und Beheizung der Schulzimmer nach Kräften zweckmäßig zu gestalten; man sucht durch Einschränkung der Nacharbeit, durch besseren Druck der Schulbücher die Zunahme der Kurzsichtigkeit zu verhüten, man kämpft durch Einführung passender Schulbänke, durch Einführung der Steilschreibtisch gegen die Entziehung von Nackgratsverkrümmungen an. So ist man denn auch zu der Überzeugung gekommen, daß etwas geschehen muß, um den Schädlichkeiten entgegenzutreten, die durch das unvermeidliche lange Sitzen während der Schulzeit zur Entwicklung kommen. Man sah ein, daß ein körperliches Äquivalent geschaffen werden müsse gegenüber der einseitigen geistigen Anstrengung des Kindes, und fügte als ein Mittel, diesen Zweck zu erreichen, obligatorische Turnstunden in den Lehrplan ein.

Sehen wir nun zu, ob das Turnen, wie es zurzeit in der Schule betrieben wird, wirklich imstande ist, der einseitigen geistigen Arbeit entgegenzuwirken, so zwar, daß der Geist sich erholt, der Körper aber an Kraft und Elastizität gewinnt.

Die Übungen, die der Schüler in der Turnstunde ausführt, sind mannigfacher Art. Wir haben da im allgemeinen die Freiübungen und das Geräteturnen. Welche Übung nun der Schüler auch ausführt, in jedem Falle vollzieht er eine Arbeit für seine Muskeln.

Diese Muskelarbeit hat sicher ihr Gutes. Dem tätigen Muskel strömt das Blut lebhafter zu. Er nimmt den Sauerstoff aus dem Blute auf und scheidet mehr Kohlensäure aus. Herz und Lunge müssen daher energischer arbeiten, um einerseits dem Blute die notwendige Menge Sauerstoff zuzuführen, andererseits aber die vermehrte Kohlensäuremenge aus dem Körper zu entfernen. So wird der Blutumlauf im ganzen Körper beschleunigt und zwar um so mehr, je größere Muskelgebiete in Bewegung gesetzt werden.

Soweit wäre alles getan, nun aber kommt der Haken. Der Muskel kann nämlich nur eine bestimmte Zeit hindurch Arbeit verrichten. Schon nach verhältnismäßig kurzer Zeit ermüdet er, und zwar liegt die Ursache der Ermüdung nicht im Muskel selbst, sondern im Gehirn. Jede Zusammenziehung des Muskels geschieht auf einen Reiz hin, der dem Muskel vom Gehirn aus zugeführt wird. Das läßt sich wohl am besten durch einen Vergleich versinnbildlichen. Man stelle sich das Verhältnis eines Hauptmannes zu seiner exerzierenden Kompagnie vor. Der Hauptmann kommandiert eine Übung. Jeder einzelne Soldat vollzieht die zu dieser Übung notwendigen Bewegungen, und die Übung ist erakt ausgefallen, wenn jedes einzelne Glied der Truppe alle Bewegungen in der richtigen Aufeinanderfolge und Form schnell und pünktlich vollzogen hat. Nimmt man nun irgend eine Turnübung, so ist die exerzierende Truppe die Muskulatur, der Anführer aber das Gehirn. Auf die Befehle, die vom Gehirn ausgehen, vollziehen die einzelnen Muskeln die notwendigen Bewegungen, und die Übung ist dann gelungen, wenn die Truppe der Muskulatur dem Kommandowort des Gehirnes in prompter Weise nachgekommen ist. Jede Turnübung ist also auch mit einer Arbeit des Gehirns verknüpft. Diese geistige Arbeit wird um so größer, je komplizierter die betreffende Turnübung gewesen ist.

Ist nach dem Gesagten das Turnen auch imstande, die Blutbewegung anzuregen, die ganze Ernährung des Körpers zu heben und die Kraft der einzelnen Muskeln zu stärken, so ist es doch keineswegs eine völlige geistige Erholung für das Kind, und es sind jedenfalls zwei Turnstunden wöchentlich nicht imstande, 30 Lernstunden das Gleichgewicht zu halten.

Hier muß also Wandel geschaffen werden, und das läßt sich dadurch erreichen, daß man dem Schüler die Gelegenheit bietet, in wirklichen Erholungsstunden die beim methodischen Turnen erlernte Beherrschung seiner Muskeln, die hier erwachte Freude an energischer Leibesübung in freier Tätigkeit des Körpers zur Geltung zu bringen. Nicht genug kann man in diesem Sinne die körperlichen Übungen empfehlen, wie sie im Schwimmen, Schlittschuhlaufen, Radfahren in mäßigen Grenzen, im Rudern den Schülern zu Gebote stehen. Allein diese Übungen genügen nicht, da sie einmal an bestimmte Zeiten gebunden sind, also nicht tagtäglich vollzogen werden können, da sie ferner nicht allen Schülern in gleicher Weise zugänglich sind. Es muß dem Schüler also in anderer Weise Gelegenheit geboten werden, sich in freier Bewegung und freier Lust tummeln zu können, und das Mittel hierzu bietet nun die allgemeine Einführung der sogenannten Jugendspiele, wie sie auch in anderen Ländern zur Erstarbung der Nation willkommenen Eingang gefunden haben.

Es ist bekannt, daß bei den alten Griechen Spiele und gymnastische Übungen einen hochwichtigen Teil der Erziehung bildeten. Gehorjam, Mut und alle männlichen Tugenden wurden durch sie geweckt und die Vaterlandsliebe groß gezogen. Die Spiele bleiben nicht nur Eigentum der Jugend, sondern behalten bis in das höchste Alter das vollste Interesse. Sie werden nicht mit Unrecht als einer der Faktoren angesehen, denen das alte Hellas seine Machtstellung verdankte. Erst als die Festspiele und Leibesübungen in athletische Kraftübungen und Kunststücke ausarteten, verloren sie ihren erzieherischen und gesundheitlichen Wert.

Ebenso wie die Griechen übten auch die Römer mit Vorliebe Ball-, Ring- und Lauffspiele als Vorübung für den Krieg. Unseren Vorfahren, den alten Germanen, waren Leibesübungen unbedingt notwendige Bedürfnisse. Später trat jedoch die Sorge für die Kräftigung des Körpers mehr und mehr zurück, und die Übungen erhielten sich im Mittelalter nur noch in den Turnieren und Kampfspiele, deren Pflege jedoch lediglich einem bevorzugten Stande vorbehalten blieb.

Nach langem Vergessen wurden die Spiele in neuerer Zeit zuerst wieder in Italien aufgenommen, und von hier aus haben sie dann allmählich ihren Weg über die ganze zivilisierte Welt genommen.

In Deutschland waren es GutsMuths und Jahn, die sich als Neubeleber der Jugendspiele in raschem Fluge die Herzen des Volkes und der Jugend eroberten. Leider wurde die damals so mächtige Bewegung aber nur zu bald wieder gehemmt. Schon im Jahre 1820 wurden die neuerstandenen Turnanstalten aus politischen Gründen wieder geschlossen und erst Anfang der vierziger Jahre der Jugend wieder eröffnet. Es war jedoch jetzt nicht mehr das frisch fröhliche Turnen im Grünen, wie es GutsMuths und Jahn gefordert hatten, es war ein modernes Schulturnen geworden, das sich auf einseitige Körperübungen beschränkte und vielfach in Künsteleien und Athletik an komplizierten Geräten in geschlossenen, gesundheitschädlichen Räumen ausartete. Man hatte den Hauptzweck vergessen, daß das Turnen eine ebenmäßige Entwicklung des ganzen Körpers erstreben sollte.

Bessere Erkenntnis brach sich aber auch hier Bahn. Einzelne Forscher und Freunde der Jugend, ich meine hier namentlich Franz und Lorinser, machten immer wieder auf die Schädlichkeit der heutigen Schulerziehung aufmerksam. Mit warmen Worten hoben sie den Wert tüchtiger körperlicher Übung für die heranwachsende Jugend hervor. Ihre Ideen wurden von anderen Jugendfreunden aufgenommen, die sie in die Wirklichkeit umzusetzen suchten, und den vereinten Anstrengungen dieser Männer, von denen ich Hermann, Koch, Nagot, Schmidt, Hartwig und den Freiherrn von Schenkendorf hervorheben will, gelang es endlich durchzusehen, daß zuerst in Berlin 1868, dann in Braunschweig 1872 die Spiele obligatorisch an einzelnen Schulen eingeführt wurden.

Wirklich ausschlaggebend für eine allgemeine Einführung der Jugendspiele wurde erst im Jahre 1882 ein denkwürdiger Erlaß des damaligen preussischen Kultusministers von Goshler, der sich in lebhafter Weise für die Einführung der Jugendspiele an den höheren Unterrichtsanstalten aussprach.

Seitdem hat nun die Spielbewegung immer größeren Aufschwung genommen, und neuerdings hat sich ein Zentralausschuß gebildet, der immer weitere Kreise für das Jugendspiel zu gewinnen sucht. Auch das preussische Unterrichtsministerium hat sich für die Sache sehr interessiert und durch mehrere Erlässe den Spielen eine richtige Stellung im Schulplane gegeben, indem für die verschiedenen Klassen verschiedene Spiele festgesetzt wurden.

Einen ganz besonderen Reiz erhalten die Spiele wie die einzelnen Sportarten, indem sie als Mittel zu Wettkämpfen benutzt werden. Vorzugsweise im Norden und Westen der preussischen Monarchie stehen die Schülerwettkämpfe in Blüte und haben unter den Schulleitern, bei städtischen und königlichen Behörden Fürsprecher gefunden. Bekannt ist das Wettbarlauffspiel der höheren Lehranstalten Berlins um den Bismarckschild, den die siegende Anstalt dreimal zu verteidigen hat, ehe der Preis in ihren Besitz übergeht. Welches Interesse unser Kaiser diesen Veranstaltungen entgegenbringt, geht daraus hervor, daß er den Berliner Schülerrudervereinigungen ein neues Bootshaus zur Verfügung stellen ließ und bestimmte Verordnungen für das Wettrudern gab, bei dem er persönlich erscheint und die von ihm gestifteten Preise den Siegern überreicht.

Die weitesten Kreise sollten mitwirken, diese Bestrebungen mit aller Tatkraft zu unterstützen, denn die Spiele sind für unsere heranwachsende Jugend ganz außerordentlich viel wert.

Die Spiele sind ja im Grunde genommen auch nichts anderes als Turnübungen, und sie beschäftigen auch ganz gewiß den Geist des Kindes. Es besteht aber doch ein großer Unterschied zwischen Turnen in der Turnstunde und Turnen im Spiele. In der Turnstunde wird dem Schüler das notwendigste Maß körperlicher Bewegung gewissermaßen in konzentrierter Form dargeboten, in kurzdauernder Anspannung und Anstrengung einzelner Muskelgruppen soll er die Leibesübung erhalten.

Ganz anders verhält es sich beim Spiel. Dieses soll täglich geübt werden, und bei ihm werden nicht einzelne Muskelgruppen geübt, sondern es werden größere Muskelmassen, ja meist alle Körpermuskeln nach und nach in Bewegung

gesetzt, ohne einzelnen zu viel zuzumuten und sie zu ermüden. In den meisten Spielen ist es vor allem der Lauf, der mit seiner mächtigen Einwirkung auf Atmung und Herzthätigkeit ebenso ausgiebig wie mit Ausschluß jeder schädlichen Überanstrengung zum Betriebe kommt. In mannigfacher Weise werden ferner die Muskeln der Arme und des Rumpfes geübt. Werfen des Kleinen, Schleudern des großen Balles, Fangen des Balles, Zurückschlagen mit dem Schlagholz, mit der Faust oder dem Fuße erfordern kraftvolle Betätigung des ganzen Körpers, nicht minder aber auch eine geschickte Hand, ein sicheres Auge und Schlagfertigkeit.

Die erhöhte Stimmung aber, in die die Spiellust versetzt, und die Art der Bewegungen, die nicht auf Kommando geschieht, die vielmehr gewissermaßen unbewußt vollzogen wird, die kein mühsames Erlernen erfordert und die Gedächtniskraft nicht in Anspruch nimmt, die verleiht dem erschöpften Nervensystem wirklich Erholung. Nur wer selbst an solchen Spielen teilgenommen hat, der weiß, wie unendlich wohl man sich nach ihnen befindet.

Wir haben eine ganze Anzahl guter deutscher Spiele, wie Laufball, Barlauf, Faustball, Tambourinschlagen usw. Aber auch die aus dem Ausland übernommenen Spiele, wie Fußball, Cricket und namentlich Lawn-Tennis, haben sich bei uns eingebürgert. Es gibt also keinen Mangel an Spielen und es fehlt nicht an Abwechslung.

Welche Wirkung die Spiele nun auf die heranwachsende Jugend haben, kann ich aus dem Beispiele Deutschlands leider noch nicht zeigen, da bei uns die Bewegung noch zu jung ist. Richtet man aber den Blick nach England, so wird man rasch erkennen, was konsequente Durchführung der Spiele zu leisten vermag.

In England wird das Spiel schon seit Jahrhunderten geübt. Uralt ist namentlich das Fußballspiel, aber auch das Cricket reicht seinem Ursprunge nach bis weit in das 18. Jahrhundert zurück. In England spielt alt und jung, hoch und niedrig. Zu den genannten Spielen kommt dort noch als viel gepflegte Übung das Rudern hinzu, das namentlich an den Universitäten energisch betrieben wird.

Die englischen Schulen spielen alle mehrere Stunden täglich; das Spiel ist dort ein wesentlicher Bestandteil des ganzen Unterrichtswesens, denn die Engländer haben es sehr wohl erkannt, daß die Spiele nicht nur dem Einzelnen körperliche Wohltaten bringen. Sie pflegen die Spiele vielmehr deshalb, weil das systematisch betriebene Spiel noch ganz andere Faktoren in sich birgt, weil es namentlich im höchsten Maße charakterbildend wirkt.

Zunächst gewöhnen die Spiele an Ausdauer und Geduld. Man muß es gesehen haben, wie die englischen Knaben stunden- und stundenlang, Tag für Tag üben, um den Cricketball in richtiger Weise treffen zu können, man muß es erfahren haben, wie sie wochen- und monatelang vorher sich mit unermüdlicher Geduld auf einen bevorstehenden Wettkampf bis ins kleinste Detail hinein vorbereiten, man muß gesehen haben, wie ihnen ein Mißerfolg erst recht zum Ansporn wird, in ihren Anstrengungen nicht zu ermüden, bis auch ihnen endlich der Sieg zufällt, um zu begreifen, wie ihnen die Spiele die Festigkeit des Charakters verleihen, die wir als hervorragende Eigenschaft des Briten kennen.

Das Spiel erzieht den Üben den auch zur Selbstkontrolle und zur Kaltblütigkeit. Der Spielende kann nur dann Erfolge erreichen, wenn er sich selbst in Fucht hat, wenn er dem Spiele mit gespannter Aufmerksamkeit folgt. In jeder Phase des Spieles tritt die Notwendigkeit an ihn heran, sich schnell zu entschließen und den gefaßten Entschluß unter Umständen zur Tat werden zu lassen. Unbedingt muß sich der Spielende den Geboten der Spielführer unterordnen. Hierin liegt aber wieder ein wertvolles pädagogisches Moment, denn spielend werden die Spielenden an Gehorsam und Subordination gewöhnt.

Wenn aber die Spiellämpfe zwischen den einzelnen Schulen und Universitäten in England das ganze englische Volk in

Erregung versehen, so ist das auch wohl zu verstehen, tritt doch der Schüler für den Sieg seiner Partei oder den Sieg seiner Schule mit seiner ganzen Persönlichkeit ein und muß dabei doch sein eigenes Interesse dem Gemeinwohl unterordnen. Was aber dann die Jugend so spielend lernt, das betätigt sie in ihrem späteren Lebenslauf und tritt dann mit ebensolcher Energie für das Vaterland in die Schranken, wenn es die Not gebietet. Nicht mit Unrecht hat einst Wellington auf dem Spielplatze zu Eton gesagt: „Hier ist es gewesen, wo die Schlacht von Waterloo gewonnen wurde.“

Kommt also das Spiel zu guter Letzt der ganzen Nation zugute, so ist es doch auch unschwer nachzuweisen, daß der einzelne körperlich dabei außerordentlich viel profitiert. Ich brauche nur einige Zahlen anzuführen, damit dieses sofort erkannt wird.

In Deutschland sind dem Turnen im weitesten Sinne des Wortes jährlich etwa 950 Stunden gewidmet. Wir haben dabei in den höheren Klassen rund 40 v. H. Kurzfristige. In Frankreich dienen dem Turnen 1300 Stunden, hier ist die Zahl der Kurzfristigen schon auf 24 v. H. gesunken, und in England mit rund 4500 Stunden der körperlichen Übung erreicht die Zahl der Kurzfristigen nicht einmal 20 v. H.

Ähnlich günstige Zahlen ergeben sich für England gegenüber Deutschland bezüglich der Zahl der Rückgratsverkrümmungen und der Nervosität der Schuljugend.

Die Einführung der Jugendspiele empfiehlt sich nach allem aus mehrfachen Gründen.

Die Einführung selbst aber ist keine so leichte Sache. Schule und Haus müssen hier Hand in Hand gehen, und die Regierungen und städtischen Behörden müssen die Bestrebungen energisch unterstützen.

Zunächst müßte eine Änderung des Lehrplanes vorgenommen werden, denn die Schüler müssen doch vor allem auch Zeit finden, um spielen zu können. Bei dem heutigen Betriebe der Schule mit Vor- und Nachmittagsstunden und den Stunden für die häuslichen Arbeiten ist dies ganz unmöglich. Es müßte jedem Schüler ermöglicht werden können, täglich wenigstens zwei Stunden nur seiner körperlichen Ausbildung leben zu können. Dies läßt sich aber nur dadurch erreichen, daß die Nachmittagsstunden allein dieser einen Aufgabe gewidmet würden, während der eigentliche wissenschaftliche Unterricht mit fünf Stunden und gehörigen Pausen im Sommer und vier Stunden im Winter auf den Vormittag verlegt würde. Es ist zur Zeit eine große Bewegung im Gange, die gesamte Schuljugend dadurch zum Spiel wirklich heranzuziehen, daß ein regelmäßiger, obligatorischer Spielnachmittag an jeder Schule eingeführt wird.

Daß sich das Unterrichten ohne Schaden für die Schüler wohl ändern läßt, dafür zeugen schon verschiedene Beispiele. So ist z. B. in den Gymnasien zu Gießen und zu Mühlhausen i. E. in den letzten Jahren nur vormittags unterrichtet worden, und trotzdem hat die Leistungsfähigkeit dieser Schulen nicht im mindesten gelitten. Dafür aber konnten sich die Schüler des Mittags in frischer Luft und freier Bewegung ergehen, und die einsichtsvollen Direktoren dieser Schulen können gar nicht genug davon erzählen, wie sehr sich durch die getroffene Einrichtung der Gesundheitszustand und die Leistungsfähigkeit ihrer Schüler gehoben haben.

Es hat sich nach den bisherigen Erfahrungen als unzweifelhaft notwendig erwiesen, daß die Spiele wie das bisherige Spielen obligatorisch gemacht werden müssen, daß es den Schülern namentlich der höheren Klassen also nicht freistehen darf, an den Spielen teilzunehmen oder nicht.

Es hat sich gezeigt, daß der Zwang anfangs wohl lästig fällt, daß aber bald die Freude am Spiel erwacht, so daß die Spielnachmittage schließlich zu den größten Annehmlichkeiten des Schullebens gerechnet werden. Ubrigens zeigt ja auch das Beispiel Englands, daß der Zwang der Lust und Neigung zum Spiel keinen Abbruch tut.

Großes Gewicht wird auf eine geschickte Leitung des Spieles zu legen sein. Jede Pedanterie muß hier vermieden

werden. Unsere Jugend ist ja erst an diese Art der Übungen zu gewöhnen. Sie bedarf der Leitung, um die Form geeigneter Spiele zu lernen, sie bedarf der Aufsicht, damit Ausschreitung und Gefährdung vermieden, überhaupt die im Interesse der Sache selbst durchaus notwendige Disziplin erhalten werde. Nur in diesem Sinne aber sollte sich der überwachende und anregende Einfluß geltend machen; im übrigen sollte er seinen Zöglingen möglichste Freiheit lassen.

In erster Reihe müßten wohl die Turnlehrer als die geeigneten Leiter der Spiele gelten, doch werden gewiß auch viele der jüngeren Lehrer gerne bereit sein, durch Erziehen ihrer Schüler zu kräftiger Körperentwicklung mitwirken zu können. Es würde sich so ohne Zwang zwischen Lehrern und Schülern ein freundschaftliches Verhältnis anbahnen, das dann weiterhin durch öfter wiederholte Schulspaziergänge, durch weitere Turnfahrten oder gemeinschaftliche Reisen inniger und für beide Teile fruchtbringend gestaltet werden könnte.

Daß die Turnhallen nicht geeignet sind, eine Entfaltung der Spiele zu gestatten, liegt auf der Hand. Hierin liegt im allgemeinen eine der am schwierigsten erfüllbaren Forderungen. Es müssen freie Spielplätze geschaffen werden, denn nur auf dem grünen Rasen kann das Spiel wirklich zur vollen Blüte gedeihen.

Eine wichtige Anforderung der Schulgesundheitspflege ist es, bei der Aufstellung von Bebauungsplänen das Bedürfnis nach großen Spielplätzen für die Schüler zu befriedigen. Dies gilt namentlich in dem Falle, wenn größere Städte zu Stadterweiterungen schreiten. Namentlich sollten große Plätze in den Wäldern im Umkreise der Stadt den Spielern zur Verfügung gestellt werden. Hier könnte sich die Jugend namentlich auch in den Ferien herumtummeln. Es könnten Sportfeste veranstaltet werden, so daß auch das Volk einmal hinaus kommt ins Freie, was ihm jedenfalls viel nützlicher ist, als das Sitzen in engen, rauchigen Wirtschaften.

In Berlin werden die öffentlichen Spiele zur Zeit auf teils der Stadt gehörigen, teils fiskalischen Plätzen ausgeführt, von denen am meisten benutzt werden der Treptower Park, der Friedrichshain, der Humboldthain, ein Teil des Tempelhofer Feldes, der Hippodrom in Charlottenburg, der Schlosspark Schönholz und Geyerzierplätze in den verschiedensten Teilen der Stadt.

Mit Ausnahme des Freitags wird an allen Wochentagen gespielt, und zwar von der Mehrzahl der Anstalten zwei Stunden wöchentlich.

Das ist natürlich viel zu wenig. Dazu kommt, daß leider die meisten Berliner Schüler große Entfernungen bis zu dem Spielplatz zurückzulegen haben — durchschnittlich gehen anderthalb bis zwei Stunden mit Hin- und Rückweg verloren — worunter die Beteiligung, die bis jetzt noch nicht obligatorisch ist, sehr leidet.

Ein Ersatz ist dadurch geschaffen, daß außer den großen Spielplätzen jede Schulanstalt einen eigenen, zum Teil sogar sehr geräumigen Hof besitzt, der zu Spielen während des Turnunterrichts verwendet wird. Der größte Platz dieser Art ist der Turnplatz hinter der großen Turnhalle in der Prinzenstraße.

An manchen Schulen wird der Turnplatz im Winter auch als Eisbahn verwendet, die an den freien Nachmittagen von den Schülern benutzt wird, ja sogar in den nur wenige Minuten dauernden Pausen zwischen den Unterrichtsstunden dürfen sich an manchen Anstalten die Schüler auf dem Eise tummeln, was natürlich sehr zu begrüßen ist.

Auch die Freigabe der Schulplätze während der Schulferien unter Beauftragung einer hierfür besoldeten Lehrkraft zur Beaufsichtigung und Leitung der Spiele, wie das in Berlin bereits geschieht, ist eine sehr dankenswerte Einrichtung.

Erwähnt sei hier auch, daß von den Berliner Schulen in erfreulicher Weise Anregungen ausgehen zu Ausflügen und Wanderausfahrten, die meist die nähere Umgegend Berlins zum Ziele haben. Aber auch von Schülerreisen, die bis in das Hochgebirge der Alpen unternommen wurden und von großem Erfolge begleitet waren, ist kürzlich berichtet worden.

Bemerkenswert ist dabei, daß die Opfer an Geld, Zeit und Kräften, welche die zahlreichen Wanderfahrten sowie die Leitung der Schülervereinigungen usw. erfordern, gern und freudig ohne jeden Zwang im Interesse der ihnen anvertrauten Jugend von den betreffenden Lehrern dargebracht werden. Neben dem Turnlehrer wirken hier in voller Harmonie Volks- und wissenschaftliche Lehrer an der Erziehung der großstädtischen Jugend.

Es gilt nun aber auch, außerhalb der Schulkreise den Sinn für die Spielbewegung in immer weitere Schichten des Volkes zu tragen, denn nicht allein der Schüler oder die Schülerin bedarf der körperlichen Bewegung, es bedürfen ihrer ebenso sehr die erwachsene männliche und weibliche Jugend, die ja ihre volle Arbeitszeit oft in Fabriken, in Werkstätten, im Kontor oder am Studiertisch zuzubringen hat.

An der Berliner Universität ist der akademischen Jugend reichlich Gelegenheit zur Pflege des Spiels gegeben. Es ist ein gutes Zeichen, daß zu unseren der Zahl nach stärksten Korporationen die akademischen Turnvereine gehören, die ihre regelmäßigen Spiele im Schönholzer Park veranstalten.

Die schönen Charaktereigenschaften, die das Spiel zu entfalten vermag, werden, wenn es gelingt, das Jugendspiel auch zum Volksspiel umzugestalten, in immer größeren Kreisen der Bevölkerung Platz greifen, und es sollten namentlich die Kreise der besseren Gesellschaft den übrigen Klassen mit gutem Beispiel vorangehen. Wie außerordentlich fruchtbringend zur Überbrückung sozialer Gegensätze würde aber eine solche Beteiligung der besseren Kreise an den gemeinschaftlichen Volksspielen sein! In dieser Richtung ist in Berlin wohl schon einiges

geschehen. So haben unter des Stadtschulrats Neufert Leitung die Turnvereine zusammen mit der Charlottenburger Schülerschaft in Bestend Turnfeste veranstaltet, woran 3000 Gemeindeglieder, Mädchen und Knaben, zusammen mit Gymnasialisten beteiligt waren, und ähnliche Feste wurden von den Turnvereinen und höheren Schulen unter Leitung der Lehrer und Vereinsvorstände veranstaltet.

Mit den vom Standpunkt der Sittlichkeit erhobenen Vorurteilen besonders gegen sportliche Tätigkeit des weiblichen Geschlechts, bei dem man noch Ende der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts selbst das Schlittschuhlaufen für unpassend und unanständig hielt, haben die letzten Jahrzehnte gottlob gründlich aufgeräumt. Immerhin steht die weibliche Jugend in dieser Hinsicht noch weit hinter der männlichen zurück, und es wäre ein Wandel auch hierin mit Freuden zu begrüßen.

Unsere Zeit bedarf der starken Ermannung jedes Einzelnen, eines festen Zusammenschlusses aller, einer Begeisterung für die idealen Güter des Lebens, wenn wir siegreich alle die Schäden überwinden wollen, die sich durch den erschwerten Kampf ums Dasein, durch die wirtschaftlichen und politischen Gegensätze täglich mehr und mehr ausbilden.

Wie nichts anderes wäre hier die Wiederbelebung der Jugendspiele und ihre immer fortschreitende Entfaltung zu Volksspielen in stande, segensbringend und heilend zu wirken.

Hoffen wir, daß wir dieses Ziel erreichen werden und daß sich immer mehr Deutsche um das Banner scharen mögen, auf dem geschrieben steht:

„Durch Übung des Leibes zur Gesundung des Volkes an Leib und Seele!“

Die Freunde.

(1. Fortsetzung.)

Novelle von Georg von der Gabelenz.

Das Suldental war anfangs ganz im Dunkel versunken gewesen, nun färbte es sich allmählich lila, endlich grün. Eine Partie von zwei Herren mit einem Führer strebte hinter den Freunden dem Madritschjoch zu, der Führer schwenkte den Hut und jauchzte herüber. Steinhof antwortete, den Hut mit fröhlichem Nuse hoch in die Luft werfend.

Der Gletscher war etwas steiler geworden. Nun hatten, rüstig ausschreitend, die drei über verschneite Platten den Gipfel der Schöntaufspitze erreicht. Die Freunde schüttelten ihrer Begleiterin die Hand.

Hans Steinhof beeilte sich, das junge Mädchen, das tiefatmend in die weite vor ihnen sich öffnende Mulde des Martelltales hinabschaute, vom Seile zu lösen, dann bot er ihr eifrig von den Lederbissen an, die er gegen seine früheren Gewohnheiten jetzt auf Hochtouren mitnahm, sobald sie mit Ellen Petersen gingen.

Diese setzte sich auf den Mantel, den Unterbauer indessen sorgfältig über eine bankförmige Platte gebreitet hatte, und kostete von den verschiedenen Konserven, den Früchten und der Schokolade, die der Maler auf einer kleinen Serviette über ihrem Schoße ausbreitete.

Unterbauer schüttelte dankend den Kopf, als sie auch ihm von all den Sachen anbot. Er begnügte sich mit den einfachen Dingen, die er seit Jahren auf den Bergen zu verzehren gewohnt war, trockenem Brot, ein wenig Fleisch und Käse.

Hans Steinhof war weniger mäßig, und da er das junge Mädchen bediente, ihr auch von dem Weine, den er seinem Rucksack entnahm, zu trinken gab, so fügte es sich ganz von selbst, daß er sich auf einen Block dicht zu ihren Füßen niederließ und von ihren Knien die Speisen nahm.

Ellen Petersen hatte eben einen Becher mit Rotwein getrunken und ließ diesen aus Steinhofs Flasche noch einmal füllen. Dann reichte sie ihn Unterbauer hin, der wenige

Schritte über ihnen stand, mit den Blicken die steilen Abstürze des Ortler musternd. Aber nur zerstreut und ohne regeres Interesse blickte er hinüber, seine Gedanken schweiften immer von neuem ab.

Die Stimme des jungen Mädchens weckte ihn aus schwerem Sinnen. Er sprang zu den beiden hinunter, aber er lehnte es lächelnd ab, Wein zu trinken: er genieße nur Wasser oder höchstens kalten Tee.

„Sind Sie denn immer so mäßig?“ fragte Ellen Petersen, den gefüllten Becher vorsichtig zwischen zwei Steine stellend. „Gewiß, Sie wissen es ja, ich trinke nie Wein. Zu Hause erlauben es mir meine Mittel nur selten, um so weniger will ich mir's hier oben angewöhnen.“

„Vielleicht tun Sie recht daran,“ antwortete das junge Mädchen, bemüht dem Freunde etwas Angenehmes zu sagen. „Recht? Aber warum?“ fragte Hans Steinhof und füllte sich seinen Becher. „Nein, der Wein macht den Menschen lebensfroh und heiter. Ich hab mit Stephan manche Flasche getrunken, das heißt, ich drei Viertel und er eins, aber gleichviel! Warum wollen Sie ihn zum Mäßigkeitsapostel machen?“

„Nun, ich denke, weil der Wein die Nerven aufregen soll, weil er die Herren oft genug zu Dingen hinreißt, die ihnen später leid tun, weil er . . .“

„Ah, da glauben Sie, der Stephan sei darum, weil er Wasser trinkt, sanftmütig und geduldig?“ unterbrach sie der Maler. „Kennen Sie meinen Freund so wenig? Er wird der heftigste, jähzornigste, fürchterlichste Mensch, den ich kenne, wenn ihn einmal die Wut gepackt hat. All seine Gutmütigkeit ist wie weggeblasen, sobald er gereizt ist. — Sie lachen? Nein, nein, es ist mein Ernst. Bist du etwa nicht so, Stephan?“

„Das glaub ich nimmer,“ entgegnete Ellen rasch. „Wie können Sie Ihren Freund so schlecht machen?“

„Oho, Sie glauben nicht, daß er zu allem fähig ist?“ sagte der Maler lachend. „Soll ich Ihnen ein Beispiel er-



Luf der Lauer.

Gemälde von A. Hübner, Romafestl.

zählen? Darf ich, Stephan. Es ist ja lange her, es hat nichts mehr zu sagen."

Das Antlitz des Befragten blieb seltsam ernst.

"Sprich, wenn du willst, da war übrigens nichts Besonderes dran."

"Gut! Also wir waren noch auf der Schule, fünfzehn, sechzehn Jahre etwa, nein, jünger. Na, es ist ja gleich. Da kommen wir in München aus der Klasse und gehen an einem alten Bretterzaun entlang, hinter dem an einem Hause gebaut wurde. Es hockten dort ein paar Kerle, leere Bierflaschen neben sich, sie waren viel älter und größer als wir und sahen alle mit tollem Pachen auf etwas Schwarzes, das sich winselnd am Boden drehte. Ein Hund war's, ein mageres Vieh, halb Dachs, halb Budel, dem hatten die Kerle eine glimmende Zigarre auf den Schwanz gebunden. Wie das Stephan sieht, denke ich, er bekommt einen Tobsuchtsanfall. Er ruft erst den Burschen mit vor Wut zitternder Stimme zu, sie sollen sofort das Tier gehen lassen. Die aber statt aller Antwort lachen noch lauter, schimpfen und drohen. Da springt Stephan mit funkelnden Augen über den Zaun, er war nicht sehr hoch, die Bücher läßt er achtlos in den Schmutz fallen und stürzt sich auf sie. Die Burschen aber schießen in die Höhe, und einer wirft ihm seine leere Flasche an den Kopf, daß Stephan die Mühe herabfliegt und das Blut über die Stirn fließt. Da reißt er einen Knüttel vom Boden auf und schlägt den Angreifer damit zu Boden. Krach! wie man spielend einen Topf zerschlägt. Das alles war im Nu geschehen, ehe ich ihm beibringen konnte. Auf das Gebrüll des Geschlagenen, der ein gehöriges Loch im Kopf haben mochte, liefen Vorübergehende hinzu, die Burschen suchten eilig das Weite, und Stephan, der die Zigarre auf dem Schwanz des Hundes mit den Fingern ausgebrüht und losgebunden hatte, kam zu mir zurück. Er war ganz bleich und konnte vor Erregung nicht sprechen. Als sei nichts geschehen, wusch er sich am nächsten Brunnen den Kopf ab und kühlte die arg verbrannten Finger. Seit diesem Tage achteten wir ihn noch einmal so hoch, und alle fürchteten ihn. Niemand hätte es gewagt, ihn zu hänseln oder zu kränken. War's nicht so, Stephan?"

"Ja, so war's. Ich war ein dummer Junge damals," entgegnete dieser gelassen und brannte sich von neuem die Pfeife an. Man sah ihm an, daß ihn die Erinnerung vor dem jungen Mädchen nicht angenehm berührt hatte.

Ellen Peterfen blickte sinnend vor sich auf den Boden. Ihre Gedanken schienen nicht heiterer Natur zu sein, denn ihr rosiges Gesicht war von ungewohntem Ernste überschattet. Hans Steinhof streckte sich unterdessen bequem zu ihren Füßen hin, stützte den Kopf auf den linken Ellbogen und schob sich die Müze über das dicke Haar zurück.

Er ist doch ein hübscher Mensch, dachte Unterbauer, unwillkürlich von der Seite nach dem Freunde hinschielend, entschieden ein hübscher Mensch! Er hat schöne Augen, ja, ein feingeschnittenes Gesicht, er ist schlank und gut gewachsen, er muß den Frauen gefallen. — Aber ich? Ich sehe neben ihm gewöhnlich aus, als wäre mein Vater Bauer gewesen. Ich bin unterseht, was hab ich für grobe Knochen neben ihm, was für breite plumpe Hände. Aber gleich, ich bin zwar nicht Künstler wie er, nicht reich, aber ich hab eins gut gelernt: arbeiten! Das muß, das wird alles andere aufwiegen, durch Arbeit erreicht man heutzutage alles! Und für sie, für Ellen könnte ich Tag und Nacht arbeiten ohne Last! Ich würde mir für sie, wenn sie es wollte, eine Stellung schaffen, ganz aus mir selber! Ja, das will ich tun, nur ein wenig Zeit brauche ich noch, ein wenig Zeit! Wenn nur nicht unterdessen das Schicksal mein Leben wieder in das Dunkel zurückwirft, aus dem dies Mädchen es so leicht retten konnte, wenn sie mich liebte! Ja, wenn sie mich liebte! — Aber kann ich sie zwingen?

So quälte er sich selbst mit Sorgen und Plänen, mit Niedergeschlagenheit und Hoffnung.

"Wir sind recht stumpfsinnig und schweigsam geworden," unterbrach das junge Mädchen in munterem Tone die allge-

meine Stille, ihre eigenen trüben Gedanken schnell von sich schüttelnd. „Woran dachten Sie beide?"

Hans Steinhof richtete einen strahlenden Blick auf sie und rief: „Ich? Wie können Sie fragen? An Sie, an Griechenland, an den Orient dachte ich, an blaues Meer und blauen Himmel, an bunte Menschen in fremden Trachten, an allerlei Schönes und — allerlei Glück!"

„Genug! genug! Recht viel auf einmal!" scherzte Ellen. „Und wo waren Sie mit Ihren Gedanken, Herr Unterbauer, auch im Orient oder etwa am Hochjoch, das Sie vorhin so eifrig betrachteten?"

„Nein, hier war ich!" antwortete der Befragte, ohne in den heiteren Tonfall des jungen Mädchens einzustimmen.

„Hier, bei uns auf dem kalten Schneeberge?"

„Ja, hier auf den kalten und harten Steinen!"

„Dort unten war's schöner," warf sie ein.

„Meinen Sie? Es gab eine Zeit, wo Sie das nicht sagten und sicher auch nicht fühlten, wo Ihnen die Berge lieb waren, aufrichtig lieb! Wissen Sie noch?"

Stephan Unterbauer lächelte traurig bei diesen Worten und blickte forschend auf das Gesicht des jungen Mädchens. War dieses bei seiner Rede nicht ein wenig rot geworden?

Ellen Peterfen nestelte, ihre Verlegenheit zu verbergen, an ihrem Hute, den der Wind von ihrem Haar trennen wollte, und steckte ihn von neuem mit zwei langen goldenen Nadeln fest. Unterbauer bewunderte wieder im stillen die Anmut aller ihrer Bewegungen.

„Nein, ich glaube, Sie haben völlig Unrecht, das zu meinen," sagte sie mit leisem Unwillen in der Stimme. „Ich liebe die Berge noch ebenso wie früher, aber deshalb kann ich doch wünschen, auch einmal den Süden kennenzulernen, und ich glaube wirklich: dort ist's noch schöner."

„Schöner? Was heißt das?" fragte Unterbauer. „Für mich ist die Schönheit da, wo mir die Natur in alter Kraft und Wildheit entgegentritt, wo sie mir mit starker und kerniger Sprache zum Sinne spricht. Dort aber, glaube ich, ist alles zu sehr auf leichte, gefällige Wirkung abgestimmt, auf Wohlklang und weiche, gleichsam ruhende Linien. Dort muß alles schwächer und weniger ursprünglich sein."

„Das macht uns beiden aber gerade Freude, dies Gleichmäßige, Harmonische im Leben, nicht wahr, gnädiges Fräulein?" fragte der Maler zu dem jungen Mädchen emporschend.

„Du kennst das eben nicht, Stephan, du müßtest Italien erst sehen! Da ist alles wie in einem reichen und glücklichen Leben, ohne Ecken und Kisse, ohne düstere Stellen, ohne scharfe, unerwartete Zwischenfälle. Liebst du das nicht?"

„Nein, es scheint mir kraftlos," entgegnete Unterbauer. Er brauchte diesen Ausdruck mit Absicht, denn es war gerade das, was er der Kunst seines Freundes vorzuwerfen liebte, und er wußte, daß er ihn damit ärgern würde.

„Pfiu, wie roh du bist," scherzte Steinhof, ohne die gute Laune zu verlieren. „Dir ist also ein Leben, um im Gleichnisse zu sprechen, das wie ein Sturzbach auf Hindernisse prallt, lieber als eines, das wie ein schöner Fluß durch grüne Wiesen in seligem Frieden dahinjieht?"

Der Befragte empfand unangenehm das Hochtrabende in den Worten seines Freundes.

„Ich glaub schon," sagte er, „wenn das Leben stark genug ist, über Steine, die im Wege liegen, hinwegzutraufen."

„Willst du Grübler damit sagen, daß du ohne Bedenken solche Blöcke im Leben überspringen würdest?"

Stephan Unterbauer zuckte sich abwendend die Achseln, diese Frage klang in seinem Inneren nach wie eine Anklage. Er vermied den Freund anzublicken und bohrt seinen Stoc zwischen die Steine. „Vielleicht!" antwortete er nach einer Weile düster, und eine finstere Falte grub sich zwischen seine Augenbrauen.

Hans Steinhof verstand heute die Stimmung des Freundes nicht oder wollte sie nicht verstehen. Er gab sich Mühe, sie allein Stephans Neigung zu schwermütiger Lebensauffassung zuzuschreiben.

„Sie fangen mir jetzt an zu sehr zu philosophieren, meine Herren!“ rief Ellen Petersen munter. „Das taugt nicht. Es wird außerdem Zeit, die Sonne steht schon hoch am Himmel, wir wollen zusammenpacken.“ Lachend schüttelte sie bei diesen Worten die Reste des Frühstücks aus der Serviette vor Hans Steinhof auf den Boden, lachend hob dieser die herumrollenden Früchte auf. Dann band er das weiße Tuch übermütig an den Bergstock des jungen Mädchens, daß es wie eine kleine Fahne im Winde flatterte.

Unterbauer hatte mittlerweile dem Treiben einer Nebelwolke zugehört, die an den Wänden der gegenüberliegenden Berge gehangen hatte und nun, sich von den Gipfeln lösend, quer über das Martelltal auf sie zutrieb. Sie wurde auf ihrem Wege immer breiter, der Wind zog sie gewaltig auseinander, durch ihr flockiges, milchweißes Gewebe dämmerten die Almen und Wäldungen des Tales hindurch. Jetzt nahm sie die Gestalt eines weißbärtigen Riesen an, der, gleichsam in der Luft schwimmend, zwei Arme von sich streckte, die immer länger wuchsen und wuchsen, sich reckten und formten.

Warum mußte die Wolke gerade auf sie losziehen? Bald würden sie von ihren kalten Armen berührt werden! Unterbauer war geneigt, alles mit gewissem Aberglauben zu betrachten und allerhand Vorbedeutungen aus den Erscheinungen der Natur herauszuküßeln.

„Bitte, sehen Sie, wie dieser Wolfenkerl dort —“ Er hatte sich nach Ellen Petersen umgewendet, mit der Hand auf den Nebel zeigend; da bemerkte er, daß diese scherzend nach der improvisierten Fahnenstange gegriffen hatte. Hans Steinhof aber hielt den Stock fest und hatte seine Rechte auf die kleine behandschuhte Linke des Mädchens gelegt. So schlangen sich die Finger beider mit festem Drucke eng um den Bergstock, und beide sahen einander dabei in die Augen.

Wollten sie einen Eid auf diese Fahne schwören? Sie hielten die Arme ausgestreckt, und ein Verstehen und Versprechen sprang von Auge zu Auge, zitterte von Hand zu Hand.

Nun beendete Unterbauer seinen Satz nicht, sondern biß die Zähne aufeinander, sprang auf und beeilte sich, seinen Rucksack auf den Rücken zu werfen. Da ließen die beiden erschrocken den Stock fahren. Wenige Augenblicke später hüllte der Nebel die Gesellschaft ein.

„Wie schade, daß uns die Aussicht getrübt wird! Wie kam nur dieser häßliche Nebel so plötzlich zwischen uns? Vor fünf Minuten noch war der Himmel klar, und die Berge alle rein,“ sagte das junge Mädchen, ihre Zacke gegen die Kühle über der Brust zuknöpfend und bemüht, mit Worten über ihre Befangenheit hinwegzukommen.

„Ich sah die Wolke längst! Sie achteten nicht darauf,“ erwiderte Unterbauer, ohne sich umzuwenden.

Ellen Petersen war einen Augenblick ärgerlich geworden über den heftigen Ton des jungen Mannes. Sie schwieg und ließ sich von Steinhof das Seil an den Gurt knüpfen. Die Nähe des Malers aber brachte wieder rasch einen Umschwung in ihrer Stimmung hervor, und als er noch einmal durch festes Anziehen des geschürzten Knotens dessen Sicherheit prüfte und ihr lächelnd dabei ins Gesicht sah, in Erinnerung ihres Spieles an der Fahnenstange, da erheiterte sich auch ihre Miene. Sie gehörte zu jenen Menschen, die fast nur dem Augenblicke leben, ihn genießen, wenn er ihnen mit allerlei Freuden winkt, ihm unterliegen, sobald er den Ernst des Daseins und seine Schwere zeigt. Jeder Sonnenstrahl ließ ihre Augen erglänzen und ihre Brust in frohem Lebensgefühl sich weiten, Nebel und Regen stimmten sie aber ebenso rasch wieder mutlos und traurig. Aus dieser Anlage stammte ihre Fähigkeit, sich ohne Mühe, ganz von selbst, gerade den Stimmungen hinzugeben, die ihre Freunde beschäftigten. So hatte Steinhofs heiteres Wesen bei dem Wohlgefallen, das sie an seiner freien und leichten Art fand, einen so starken Einfluß auf sie gewonnen, daß sie unbewußt ihre Art, die Dinge zu sehen und zu empfinden, der seinen angepaßt hatte — so vollkommen, daß es beiden oftmals schien, als müßte jeder von ihm

angeflagene Ton auch sogleich mit den gleichen Schwingungen in ihrer Seele anklingen.

Unterbauer empfand dies täglich mit wachsender Stärke; statt diese Erscheinung aber dem schmiegsamen und unselbstständigen Wesen Ellens zuzuschreiben, schob er alle Schuld auf den Einfluß seines Freundes.

Solche Gedanken machten ihn einsilbig und traurig, so daß der Rückweg der drei Wanderer über den allmählich aufgeweichten Schnee des Gletschers in gestörtem Einvernehmen verlief. Auch der Nebel, der sich nun in feinen Tropfen auf das dicke Haar und den Schleier des jungen Mädchens legte und ihren Anzug feuchtete, ließ die Stimmung nicht heiterer werden.

Mit Freuden begrüßten es daher alle drei, als ihnen am Gletscherrande Professor Petersen entgegentrat.

Der Professor schwenkte mit beinahe jugendlicher Bewegung den grünen Lodenhut, ohne des kühlen Windes zu achten, der seine grauen Haare durcheinander wirrte, und hielt den Ankommenden grüßend beide Hände entgegen. Über sein offenes Gesicht, das große Ähnlichkeit mit dem seiner Tochter aufwies, ging ein freudiges Lächeln.

Ellen Petersen flog ihrem Vater in die Arme und ließ sich von ihm herzhaft auf die geröteten Wangen küssen, dann lösten die drei Wanderer das Seil, das Unterbauer abwärts zusammenrollte und wieder auf die Schulter nahm.

Lebhaft plaudernd ging unterdessen der Professor mit seiner Tochter voraus, ihnen eilte Hans Steinhof nach, während Unterbauer, seine Pseife anzündend, den Schluß bildete. Es schien, als wenn die angeregte Unterhaltung des bekannnten Gletscherforschers und Mineralogen Petersen den Mißklang in der Stimmung der Freunde vertreiben könnte, oder ließ die endlich wieder siegreich den Nebel verjagende Sonne die frostige Laune Unterbauers schmelzen, kurz, das Gespräch wurde bald allgemein und lebhaft geführt. Nur zu kurzer Raft hielt man sich in der Schaubachhütte auf, dann traten alle vier den Rückweg nach Sulden an.

Der Pfad führte in Windungen hinab, zur Rechten die schuttbedeckten oder grasüberzogenen Hänge der Legerwand, zur Linken die gewaltigen Moränen des Suldenferners berührend, unter denen schäumend und tosend der Abfluß des Gletschers hervorströmte. Weiter drunten tauchte, von einem Kranze alten Lärchenwaldes umsäumt, das neue Gebäude des großen Hotels auf, in dem die Gesellschaft Wohnung genommen hatte. In bläulichem Schimmer glänzten jenseits des Tales die steilen Eis- und Schneerinnen, die tief in zerklüftete Felsgrate eingeschritten vom Schneehaube des Ortler herableiten. Breit und wuchtig schloß dieser das Bild vor ihnen ab.

Der schmale Weg gestattete jetzt nur zwei Personen knapp nebeneinander zu gehen, und da der Professor Unterbauer eine ausführliche Übersicht über die verschiedenen Arten der Gletschermessung und ihre bisherigen Ergebnisse entwickelte, an der dieser heute nur geringen Anteil nahm, so fügte es sich, daß Steinhof wieder mit dem jungen Mädchen allein vorausschritt. Ab und zu trug der Wind ein helles Lachen zu den beiden Männern zurück, auch ein abgerissenes Wort der Unterhaltung flog zuweilen rasch wieder verklingend an ihr Ohr.

Vor dem Hotel angelangt, lud der Professor die beiden Herren ein, am Abend zum gemeinsamen Diner seine Gäste zu sein. Beide nahmen dankend an, dann trennte man sich mit frischem Händedruck, um noch einige Stunden zu ruhen und sich umzukleiden.

Petersen und seine Tochter hatten drei Zimmer im ersten Stock inne, die Freunde aber wohnten im zweiten nebeneinander. Steinhof hatte rasch Bidet und Rucksack in seinem Zimmer abgelegt, nun trat er, eine Zigarette aus der Tasche nehmend, zu Unterbauer herein, der eben im Begriff war, die schweren Schuhe von den Füßen zu ziehen. Er warf sich mit gekreuzten Beinen auf einen Stuhl und hätte gern, wie er es von jeher gewohnt war, über die Eindrücke des Tages mit dem Freunde geplaudert, doch erhielt er nur einsilbige Antworten. Da gab

es Steinhof bald auf, und den Kopf auf die Lehne des tiefen Stuhles zurückgelegt, begann er, vor sich hinpfeifend, mit den Fingern auf die gepolsterte Armstütze zu trommeln.

Unterbauer streckte sich indessen halb entkleidet aufs Bett und schloß die Augen. Plötzlich stand Steinhof auf und rief, den Rest der Zigarette in den Aschbecher werfend, mit einem forschenden Blick auf den Freund:

„Donnerwetter, was hast du nur heute? Bist du müde, Stephan?“

„Ja! Wundert's dich?“ antwortete dieser mürrisch, ohne aufzublicken oder seine Lage zu verändern.

„Wundern? Ja freilich! Du müde? Nach solcher Damentour? Mir scheint eher, du fühlst dich nicht wohl, du verleckst was vor mir. Sind wir denn nicht mehr Freunde, Stephan? Sag mir endlich, was du hast!“

„Ich kann nicht, laß mich in Frieden!“ antwortete Unterbauer.

„Vielleicht ist's auch nur eine kindische Narrheit, eine dumme Einbildung! Nein, bestimmt, es ist nichts, ich — kurz ich fühle mich abgspannt. Du weißt: mein Buch, meine Arbeit —“

„Dein Buch?“ warf Steinhof ein, „so laß doch den dummen Blödsinn ruhen! Du versteiffst dich darauf, allen Autoritäten in deinem Fache zu widersprechen, du —“

Unterbauer richtete sich bei diesen Worten jählings auf, und über sein wettergebräuntes Antlitz zuckte es leidenschaftlich.

„Blödsinn?!“ rief er mit einem fast drohenden Blick auf den Freund, daß dieser erschrocken den Kopf erhob. „Blödsinn?! So nennst du eine Sache, die für mich alles bedeutet? Geh, was kümmern mich deine Autoritäten! Der Glaube an sie ist ein bequemes Lager für die faule Mittelmäßigkeit. Schleiche in den Fußtapfen der Meister daher, bete nach, was sie dir vorplappern, häng dich wie ein Kind an ihre Rockschöße und laß dich von ihnen durch den stacheligen Dornenwald des Lebens zerrn, mein Gott, Tausende tun's ja und finden ihre Rechnung dabei! Ich aber mag's nicht! Ich will sehen, ob nicht nebenbei auch noch ein Weg durchs Dickicht führt! Mag sein, es ist ein Irrweg, aber auch der kann nützlich sein, und wenigstens ist er mein! Siehst du, Hans,“ fuhr Unterbauer weicher und ruhiger werdend fort, „das ist ja der Unterschied zwischen uns beiden, daß dein Leben auf ebenen Wegen rollt, daß es Genüge findet, meins

arbeitet sich keuchend durch ein Wirrnis von Widerwärtigkeiten. Das fängt an, mich krank und mutlos zu machen, ja, das könnte vielleicht einmal, wenn die Hoffnung auf endlichen Erfolg noch weiter schwindet, die Lust am Leben, auch die Ehrfurcht vor dem Leben vertrocknen, daß beides wie eine blutlose Mumie zerfiele! Ich weiß, ich bin eben in einer außergewöhnlichen Stimmung, in einer, die hoffentlich nicht dauern wird. Du mußt ein wenig Nachsicht haben, denn sie macht mein Inneres zwiespältig und verworren und reiht mich von einer Laune zur anderen.“

Steinhof war während der letzten Worte im Zimmer auf und ab gegangen. Er empfand Mitleid mit dem Freunde, der von jeher das Leben viel zu schwer genommen hatte und dadurch sich selbst immer neue Steine in den Weg legte, statt die vorhandenen mit kluger Berechnung lächelnd beiseitezuschieben. Nun blieb er vor jenem stehen und streckte ihm die Hand hin. Gutmütigkeit und herzliches Mitgefühl schimmerten in seinen Augen. „Geh! Du mußt nicht immer alles so schwarz sehen, Stephan! Ein wenig mehr Lebensfrische!“

Unterbauer war aufgestanden, aber er wendete sich ab, und seine Hand legte sich schlaff in die des Freundes, als er antwortete:

„Lebensfrische! Ja, ja, du hast recht. Die ist gut, die könnte ich gebrauchen, notwendig sogar! Aber denk an eins dabei, du weißt, ich bin so ein Mensch: wenn der fürchtet, daß seine Hoffnungen zerbrechen, wenn er dessen mal gewiß ist, dann stirbt alles in ihm ab, Leben, Herz, alles! Vor solchem Augenblick zittere ich. Das macht mich krank!“

Steinhof machte einige Schritte seinem Zimmer zu, denn er vermied gern Gespräche, deren Inhalt zu eng mit einem unglücklichen Seelenleben zusammenhängen. Er war der Ansicht, daß dabei niemals etwas herauskommen könne.

„Geh, Stephan, verzeh meinen Scherz über dein Buch,“ sagte er, „die Sorge um den Erfolg macht dich so, das wird alles wieder ins Gleise kommen. Mußt nicht alles tragisch nehmen!“

Damit ging er hinaus, indem er nach der Uhr sah. Es war Zeit geworden, sich für das Essen vorzubereiten. Auch Unterbauer kleidete sich rasch um, und diesmal schloß er vorher die offen geliebene Tür hinter seinem Freunde. Es war das früher nicht seine Gewohnheit gewesen. (Fortsetzung folgt.)

Die Taschendiebe.

Von E. Falkenhofst.

Mit unermüdlichem Fleiß haben verschiedene Forscher der Neuzeit nach äußeren Merkmalen der Entartung am menschlichen Körper geforscht und dabei des Guten zu viel getan. Lächelnd kann beim Lesen solcher Schriften mancher Mann, der sich der besten Gesundheit erfreut, niemals mit den Gesetzen in Konflikt geraten ist und in seinem Berufe eine hohe Stellung einnimmt, die Entdeckung machen, daß auch er mit diesem oder jenem Zeichen der Entartung behaftet ist. Auch an der Hand, aus deren Gestaltung man schon in frühester Zeit auf den Charakter und die Seelenbeschaffenheit ihres Besitzers schließen zu können glaubte, wurden diese Merkmale entdeckt. Als solche gelten namentlich die übermäßige Länge oder auch die auffallende Kürze einzelner Finger, und da Entartete leicht zu Verbrechen neigen, hat man auch verschiedene Arten der Verbrecherhände festgestellt wollen. So soll bei Verbrechen gegen die Person, Blutverbrechen, die kurze und breite Hand vorherrschen, während die Diebe häufiger eine lange und schmale Hand besitzen sollen. Was den letzteren Punkt anbelangt, so deckt sich die erwähnte Ansicht einiger Kriminalanthropologen mit der landläufigen Erfahrung; wird doch im Volksmund der Dieb als Langfinger bezeichnet. Mustern wir aber die Inhafteten der Gefängnisse, so erfahren wir bald, daß recht viele kurzfingerige Diebe hinter Schloß

und Riegel ihre Untaten büßen. So allgemeingültig kann also diese Regel nicht sein; aber für eine Klasse von Dieben trifft sie doch zu.

Als Virtuosen des Diebstahls müssen wohl die Taschendiebe gelten. Hohe Geschicklichkeit bildet die Grundlage ihres Erfolges, und zu ihren Operationen eignet sich nicht jede Hand gleich gut. Es geht nicht an, die Hand in plumper Weise in fremde Taschen zu stecken, um aus ihnen Geldbörsen, Uhren und Portefeuilles herauszuziehen; in dieser rohen Art arbeitet der Räuber; der Taschendieb, der unbemerkt sein Werk vollbringen will, muß mit feineren Griffen vertraut sein. Fast ausnahmslos ergreift er den gewünschten Gegenstand mit der zur sogenannten „Scheren“ geformten Hand. Das kann in verschiedener Weise geschehen. Das eine Mal wird die ganze Hand gestreckt; der Daumen wird eingeschlagen und der Ring- und Mittelfinger scherenartig auseinander gespreizt, so daß mit ihnen die Börse oder Geldtasche gefaßt werden kann. Das andere Mal werden der Daumen, der Ringfinger und der kleine Finger fest in den Handteller gedrückt; nur der Zeigefinger und Mittelfinger bleiben ausgestreckt und bilden die Schere.

Beim Einführen der so geformten Hand in die Tasche wird die letztere vom Körper des Opfers leicht weggezogen,

um jede verräterische Berührung zu vermeiden. Dann gilt es, die Geldtasche schon dann zu fassen, wenn sie sich nur zwischen den Nagelgliedern der Finger befindet, denn jedes tiefere Eindringen erhöht die Gefahr der Entdeckung.

Es erhellt daraus, daß schmale Hände, lange Finger dem Taschendieb in der Tat die Arbeit erleichtern. Wenn alte Gauner junge Leute in diesem Diebeshandwerk anlernen wollen, prüfen sie auch zuerst deren Hände. Am meisten geeignet sind ihrer Ansicht nach schmale Hände, bei denen der Mittel- und der Zeigefinger annähernd gleich lang sind, weil dann der Mittelfinger beim Scherenmachen nur wenig oder gar nicht gekrümmt zu werden braucht.

Freilich macht auch auf diesem Gebiete erst die Übung den Meister. Die einmal gewonnene Kunstfertigkeit muß sorgsam erhalten werden, wozu fortwährende weitere Übung nötig ist. Damit die Hand leicht bleibt, darf dieser „Artist“ sie nimmer zu grober Arbeit verwenden, und der Taschendieb ist auch sorgsam darauf bedacht, durch zweckmäßige Pflege, durch Einreiben mit Fett, Vaselin usw. die Hand glatt, geschmeidig und feinfühler zu erhalten. So kann man in der Tat einen echten und rechten Taschendieb schon an seiner Hand erkennen.

Wenn aber die Finger noch so trefflich geübt sind, wenn sie mit ihren Spitzen selbst sehr schwere Geldtaschen fest und sicher zu halten vermögen, so ist damit doch nur die halbe Vorbildung erreicht. Zum Meister wird der Taschendieb erst durch Ausbeutung psychologischer Kenntnisse. Genau wie der Taschenspieler muß er verstehen, sein Publikum zu beherrschen, die Aufmerksamkeit seines Opfers abzulenken und zu zerstreuen, damit er um so ungestörter an ihm operieren kann. Schon aus diesem Grunde arbeitet er nicht gern allein, sondern im Verein mit Helfershelfern.

Da sind wir vor einer Bank oder Sparkasse, wo die Leute größere Summen abheben. Die Gaunerbande hat sich in der Nähe eingestellt, doch geht jeder für sich allein, wechselt kein Wort mit dem anderen, die Verständigung erfolgt durch unauffällige, vorher verabredete Zeichen, die uralte drahtlose Telegraphie der Gauner. Einer von ihnen, aber ja nicht der eigentliche Taschendieb, ist im Lokal selbst und merkt sich ein Opfer. Mit ihm verläßt er das Haus. Im Nu ist die Bande durch Zeichen unterrichtet, daß der Mann sein Geld in der Brieftasche, in der linken oder rechten Brusttasche oder in der Börse in der rechten oder linken Hosentasche trägt. Zerstreut folgen ihm die Geier. Da entsteht an einer Straßenkreuzung ein kleines Gedränge, flugs scharen sich die Gauner um ihr Opfer, der eigentliche Dieb tritt vor dieses, ein Helfer „macht sich vor ihm dick“, deckt ihn oder „steht die Mauer“, ein zweiter Helfer stößt den Geldträger von hinten, tritt ihn auf den Fuß und entschuldigt sich höflich. Während sich aber das Opfer umschaute, ist der Diebstahl geschehen, und während sich die Bande zerstreut, hat ein dritter Gehilfe den gestohlenen Gegenstand rasch dem Taschendieb abgenommen. Das alles ist in wenigen Augenblicken geschehen, vielleicht hat der Bestohlene den Raub sofort gemerkt und den Verdacht richtig gegen den eigentlichen Dieb gelenkt; er verfolgt ihn, er läßt ihn festnehmen, man sucht dann aber bei dem Verhafteten vergebens nach dem Portefeuille oder der Geldtasche und muß ihn freilassen, da kein Beweis vorliegt.

Am liebsten arbeiten die Taschendiebe natürlich bei großen Menschenansammlungen, wo ein Gedränge von selbst entsteht. Hier finden auch Ungeübtere leicht Gelegenheit „eine Padde zu drücken“ (Börse zu stehlen) oder eine Uhr „abzutröpfen“. Auf Bahnhöfen, Märkten, in Ausstellungen, bei großen Festlichkeiten, die in Massen Zuschauer herbeilocken, muß man vor Taschendieben stets auf der Hut sein. Der Polizei gelingt es wohl, viele auf der Tat zu ertappen. Nach den letzten Einzugsfeierlichkeiten in Berlin beschäftigten sich die Gerichte zum Beispiel wochenlang mit Aburteilung der festgenommenen Taschendiebe, aber zumeist sind es doch die noch Unerfahrenen, die Anfänger, die „alle werden“, das heißt der Polizei in die Hände fallen. Den Meistern vom Fach beizukommen, ist viel

schwieriger. Der Anfänger und kleine Artist durchsucht fremde Taschen auf gut Glück, selbst solche, in denen er nichts oder blutwenig findet.

Die Meister vom Fach sehen sich aber ihre Leute genauer an; sie lassen den „Adam pochus“, das heißt den Mann, bei dem nichts oder nur wenig zu stehlen ist, in Ruhe, auch „Luppa und Gebammel“, Uhr und Kette, lockt sie nicht; begehrenswert erscheinen ihnen nur Portefeuilles, die mit Banknoten gespickt sind. Es kostet schon Mühe, den richtigen Mann aussfindig zu machen, aber ein gelungener Griff ist alsdann viel einträglicher. Die Geübtesten der Kunst sind ihrer Sache so sicher, daß sie auf jede fremde Beihilfe verzichten und allein ihre Opfer „kröpfen“. Sie kennen verschiedene Kniffe, um den Leuten beizukommen. Einer davon besteht darin, daß sie einen Überzieher um den linken Arm werfen und vor das auserlesene Opfer treten, mit dem sie irgend eine Unterhaltung anbandeln, nach dem Weg fragen oder auch nur um Feuer bitten. Der Paletot deckt ihre Hantierung, und im Nu ist der Diebstahl geschehen. Der französische Detektive Eug. Villiod hat in seinem Buche „Comment on nous vole, comment on nous tue“ (Wie man uns bestiehlt, und wie man uns mordet) diese Situation abgebildet. Man sollte meinen, daß das ganze Verfahren doch etwas plump ist und, da man es seit lange kennt, nicht allzuhäufig mit Erfolg benützt werden dürfte. Man muß aber nicht vergessen, daß der Taschendieb mit der Geschicklichkeit eines Taschenspieters arbeitet. Ein internationaler Gauner erbot sich, das Kunststück einem berühmten und erfahrenen Kriminalisten vorzuführen. Er war Spezialist im „Umfeuerbitten“. Der Beamte steckte ein Büchlein, das eine Brieftasche vorstellen sollte, in die innere Brusttasche seines Rockes und zündete sich eine Zigarre an. Nun nahm der Gauner einen Überzieher über den Arm und eine frische Zigarre. Mit höflicher Verbeugung trat er auf den Beamten zu und bat ihn um Feuer von seiner Zigarre. Der Beamte gewährte, achtete aber wohl auf das Büchlein in der Brusttasche; er konnte aber nur wahrnehmen, daß die Zigarre des Gauners nicht recht Feuer fangen wollte, und sah sich veranlaßt, wenige tiefere Züge zu tun, um seinem Gegenüber das Anzünden zu erleichtern. Der Taschendieb verbeugte sich höflich und trat dankend zurück. Der Beamte griff in die Brusttasche — und siehe: das Büchlein war nicht mehr da. Wenn das Kunststück bei einem gelingt, der darauf im voraus aufmerksam gemacht wurde, um wieviel leichter muß es bei einem Menschen anschlagen, der plötzlich auf der Strafe angehalten und angeredet wird. Auf Rennplätzen sind Taschendiebstähle besonders häufig. In Paris sehen es die Diebe nicht nur auf Brieftaschen, sondern auch auf die Tickets, Billette für Einsätze beim Spiel, ab. Gewinnen die Einsätze, so fassieren sie für den Bestohlenen das Geld ein. Als Deckung benutzen sie nicht immer den Überzieher, sondern viel häufiger Sportzeitungen, Programme und dgl. Allein arbeiten sie hier selten, meist haben sie Helfershelfer, die die Aufmerksamkeit des zu „Aupfenden“ ablenken und „Mauerstehen“.

Während der eigentliche Taschendieb stets mit der Hand arbeiten muß, nimmt der Helfershelfer öfter auch den Fuß zu kriminellen Operationen in Anspruch. Oft läßt der Taschendieb, um nicht auffällig zu erscheinen, das Gestohlene zu Boden fallen. Der Helfer muß es geschickt aufheben. Das kann er, indem er einen Gegenstand, den er selbst in der Hand trägt, gleichfalls zu Boden fallen läßt. Ein Taschentuch, ein Überzieher deckt dann die Geld- oder Brieftasche. Viel geschickter können in dieser Hinsicht die Frauen arbeiten. Der menschliche Fuß ist zwar seit uralter Zeit kein Greiforgan mehr, aber durch Übung kann er auch dazu geeignet gemacht werden. Es gibt Völker, die den Fuß bei verschiedenen Arbeiten als Gehilfen der Hand regelmäßig benutzen, und auch bei uns kennt man Fußkünstler verschiedener Art. Der Taschendiebstahl ist nun ein „Beruf“, in dem die Frau dem Manne von Natur entschieden überlegen ist. Ihre Hand ist feiner, leichter und geschmeidiger; dank der üblichen Erziehung wird

sie auch für feinere und feinste Arbeiten schon in jungen Jahren viel geschickter als die des Mannes. Dann ist die Frau von Natur viel vorsichtiger als der Mann; die gesellschaftlichen Sitten bringen es mit sich, daß sie sich leichter, ohne Aufsehen an eine Dame herandrängen darf, und einer Frau gelingt es, bei plötzlichem, absichtlich hervorgerufenem Rencontre den Mann leichter zu verwirren und zu zerstreuen, seine Aufmerksamkeit von der eigenen Brusttasche abzulenken. Kein Wunder, daß es sehr viele und sehr geschickte Taschendiebinnen gibt. Nun ist es bekannt, daß Helferinnen solcher Diebinnen auch mit dem Fuße arbeiten. Natürlich sind auch zu diesem Zwecke Vorübungen nötig; hat aber der Fuß einmal die nötige Gelenkigkeit erlangt, dann ist das Spiel gewonnen! Auf der Kunsttour trägt die Gehilfin Strümpfe, bei denen die Spitzen abgeschnitten sind, so daß die Zehen frei bleiben. Hat nun die Taschendiebin die gestohlene Geld- oder Brieftasche zu Boden fallen lassen, so stellt sich die Helferin flugs darüber. Rasch schlüpft sie aus dem Halbschuh mit dem Fuße heraus, faßt mit den Zehen den gestohlenen Gegenstand und schiebt ihn durch virtuose Hebung des Beines geschickt in eine Diebstasche, die im Unterröck angebracht wurde. Ähnliche kriminelle Fußleistungen werden übrigens nicht nur bei Taschen-, sondern auch bei Ladendiebstählen, namentlich in Juwelier- und Galanteriewarenläden verübt. Die eine der Damen streift einen Gegenstand „unabsichtlich“ vom Tische herunter, die Gehilfin stellt sich darüber und besorgt den Rest der Arbeit mit dem Fuße; es genügt also nicht immer, wenn man den Leuten nur auf die Finger sieht!

Der Fehler oder „Coqueur“, der das gestohlene Gut zur vorläufigen Verwahrung dem eigentlichen Diebe abnimmt, ist am meisten der Gefahr ausgesetzt. Wird er abgefaßt, so bildet die Geld- oder Brieftasche einen unanfechtbaren Beweis seiner Schuld. Er wird verurteilt und muß brummen; aber er verrät nur selten seine Mitarbeiter. Der Fehler weiß wohl, daß die Gauner sich seiner nach Kräften annehmen und, wenn nicht anders, so doch nach verbüßter Haft ihm das Leben durch Schmerzensgelder verfühen.

Andererseits aber ist der Bund, den die Gauner schließen, nicht von ewiger Dauer, nicht für das ganze Leben bestimmt. So sehr sie sich auch bemühen, in der Öffentlichkeit jeden Verkehr miteinander zu meiden, so leicht sie auch das große Publikum täuschen können, die Polizei heftet sich doch an ihre Spuren, und auf die Dauer kann ihr die Zusammengehörigkeit der verdächtig gewordenen Personen nicht entgehen. Darum trennen sich die Gefährten nach kurzer Arbeitszeit im eigenen Interesse. Es fällt ihnen aber nicht schwer, neue Gehilfen zu

werben. Gauner finden sich leicht zusammen, haben geheime Zeichen, an denen sie sich erkennen, hier genügt ein bestimmter Augenwink, dort eine besondere, an sich unauffällige Haltung der Hand oder der Finger, um die erste Annäherung anzubahnen. Und wenn ein Taschendieb eine Messe besucht, auf Ausstellungen, in Weltbäder während der Hochsaison oder zu großen Einzugsfestlichkeiten reist, dann kann er sicher sein, daß er dort viele Fachgenossen findet. So werden an Ort und Stelle Kompagniegeschäfte gemacht, gemeinsam machen die „Freunde“ die „Rippe“, leeren die gestohlenen Geld- und Brieftaschen und trennen sich, um vielleicht niemals wieder im Leben zusammen zu arbeiten.

Wenn man bedenkt, wie viele Taschendiebe alljährlich verhaftet werden, so möchte man annehmen, daß alle ihre Schliche und Kniffe den Sicherheitsorganen wohl bekannt sind. Aber weit gefehlt! Taschendiebe sind die geriebensten und . . . geistreichsten unter den Verbrechern. Sie kennen Mittel und Mittelchen ohne Zahl. Da sind zunächst grobe Behelfe, wie Messerchen im Siegeltring verborgen, mit denen die Brusttaschen aufgeschnitten werden, Kneipzänglein, mit denen man Uhrketten abwickelt, dann führt ein anderer seine Nadeln bei sich, mit denen er bei seinem Opfer künstlich einen „Mückenstich“ erzeugt und so die Aufmerksamkeit etwas schmerzlich aber sicher abzulenken versteht. Der eine benimmt sich beim Stehlen ungeschickt, reumpelt sein Opfer förmlich an, der andere ist höflich und puzt ihm die Kleider vom Staub und Schmutz ab, der gar nicht vorhanden ist oder den er selbst mit seinen Fingern eben anbringt. Freudig erregt stürzt wieder ein anderer auf sein Opfer zu, schüttelt ihm derb die Hand, umarmt es gar: „Wie geht es dir, lieber Schulze? Was machst du hier, alter Freund! Ach so? Pardon! Verzeihung! Sie sind es nicht. Ich habe mich geirrt. Pardon! Pardon!“ Er verschwindet in der Menge und mit ihm der Geldbeutel des Opfers der Ähnlichkeit! In allen solchen Kniffen gibt es Spezialisten, unflug sind sie aber, wenn sie die gleiche Kunst zu lange ausüben. Auch Verkleidungen spielen eine wichtige Rolle. Derselbe Held erscheint auf dem Markte wie ein gutmütiges Bäuerlein, in der Kirche als frommer Vetter, im Bade wie ein Gentleman. Und die berüchtigtesten Taschendiebe, die nach langer, langer erfolgreicher Laufbahn erst, oft durch Zufall, gefaßt werden, verfolgen das Prinzip, stets ihre Rollen zu wechseln, den gleichen Trick nur ein paarmal anzuwenden und dann etwas Neues auszufinnen.

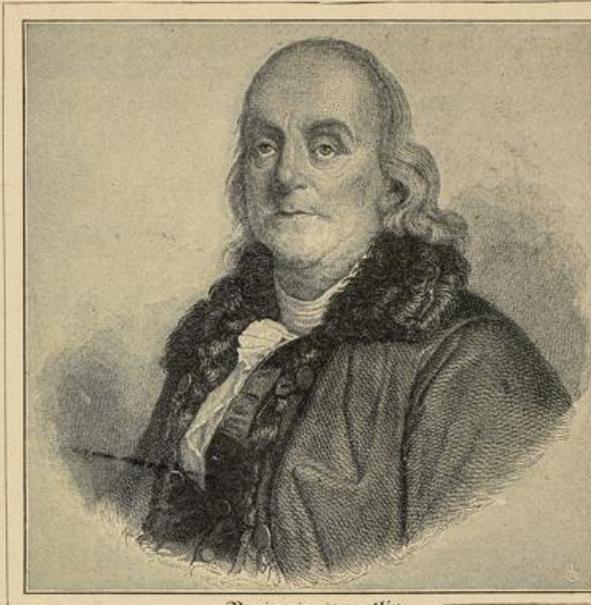
So könnte man über die Gaunerkniffe der Taschendiebe dicke Bände schreiben. Wie sehr auch ihre Reihen durch die unermüdete Tätigkeit der Polizeiorgane gelichtet werden, ein Ersatz findet sich immer.



Benjamin Franklin. (Mit Bildnis auf S. 51.) Am 17. Januar feiert Amerika den zweihundertsten Geburtstag eines seiner berühmtesten Söhne: Benjamin Franklin. Sein Name ist mit den Anfängen der selbständigen staatlichen Entwicklung Amerikas eng verbunden, Franklin hat unter den ersten der jungen Republik zur Unabhängigkeit verholfen. Doch er ist nicht nur als Staatsmann, sondern auch als Sozialpolitiker und Gelehrter hervorgetreten. Es ist bekannt, daß Franklin von d'Alembert in der französischen Akademie mit den Worten begrüßt wurde: „Dem Himmel entrück er den Blick und den Tyrannen das Szepter“. Damit ist in der knappsten Form auf Franklins Erfolge als Staatsmann und Gelehrter hingewiesen. Betrachtet man das Leben dieses bedeutenden Mannes, wie er selbst es klar und wahrheitsgemäß, ja mit einer ein wenig eiten Petomung mancher kleinen Schwächen geschrieben hat, so erkennt man, daß von ihm wirklich das Sprichwort gilt, daß jeder seines Glückes Schmied sei. Die Verhältnisse und Umstände haben ihn kaum begünstigt, ihm eher Hindernisse mannigfacher Art in den Weg gelegt. Die Entwicklung dieses Lebens ist spezifisch amerikanisch. In Europa erhebt es uns wunderbar und unmöglich. Im abgelaufenen Jahrhundert haben wir das Beispiel einer ähnlichen Entwicklung bei dem bekannten Humoristen Mark Twain. Franklin sah sich früh auf eigene Füße gestellt, sein Vater hätte ihn am liebsten zu seinem Nachfolger im Geschäft

herangebildet, doch der junge Benjamin mochte nicht das ganze Leben Seife siedeln und Lichter ziehen — am liebsten wäre er zur See gegangen. Das mochte aber der Vater nicht, und so kam der Junge schließlich zu seinem Bruder, der Drucker war, in die Lehre. Allmählich hatte der eifrig sich fortbildende und frühreife Franklin mehr Freude am Lesen als am Sehen der Bücher, und die Lust erwachte in ihm, selbst sich schriftstellerisch zu betätigen. Das geschah vorerst nur schüchtern und in den bescheidensten Grenzen. Sein erster, von ihm höchst ernsthaft gemeinter Versuch war eine Ballade über ein lokales Ereignis, die er selbst vertreiben half. Bald stellte er größere Ansprüche an seine literarische Fähigkeit und produzierte sich in der von seinem Bruder herausgegebenen Zeitung mit Artikeln, die ihm Beifall und Anerkennung einbrachten. Jedes war das Verhältnis zwischen Lehrern und Lehrbuben nicht das beste, und eines Tages verwickelte Franklin den seit langem gefaßten Entschluß und ging davon. Damit begann ein unruhiges und sorgenvolles Leben für ihn. In den nun folgenden Jahren aber erlarkte er und bildete sich zu dem ruhig besonnenen, klar überlegenden und seine Gedanken zielbewußt durchführenden Mann aus, der seinem Vaterland große Dienste erwiesen hat. Durch angestrengte Arbeit, noch mehr aber durch Sparsamkeit erwarb er sich dank auch der kräftigen Hilfe seiner Frau ein Vermögen, das ihm noch in seinen Jahren gestattete, seinen gelehrten Neigungen und politischen

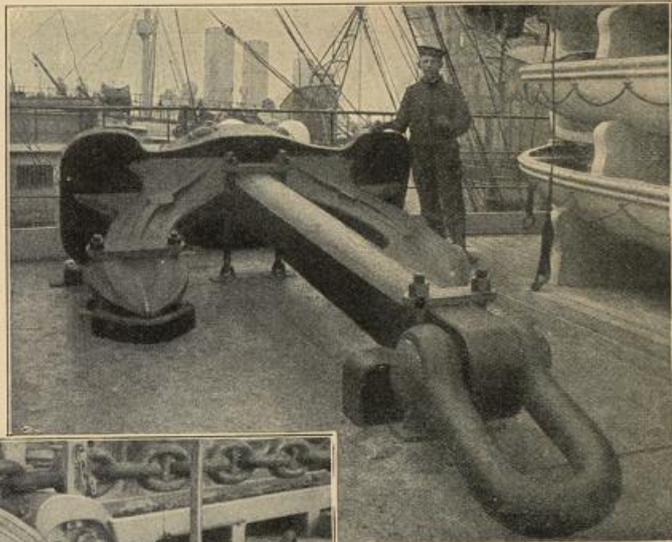
Bestrebungen völlig unabhängig zu leben. Später schrieb er in seinem so weit verbreiteten Volksbuch „Die Sprichwörter des alten Heinrich“ den Satz: „Ein leerer Sack kann nicht aufrecht stehen“. Er ist ein Autodidakt im wahren Sinn des Wortes und ein ganzer Selbmademan, in gewisser Beziehung muß man ihn auch zu den geistigen Eroberern rechnen. Seine wissenschaftliche Tätigkeit erstreckte sich besonders auf das Gebiet der Physik, die Elektrizität hat ihn am meisten beschäftigt. Die Erfindung des Blitzableiters machte seinen Namen populär, und seine Arbeiten trugen ihm den Doktorhut von Oxford und Edinburgh und die Ernennung zum Mitglied der königlichen Gesellschaft in London ein. Seine gelehrten Bestrebungen traten jedoch im Bewußtsein der Menge hinter seine politische Tätigkeit zurück; aus dem Drucker und Papierhändler entwickelte sich mit den Jahren der eifrige Sozialpolitiker und Volksheld. Im Kleinen, mit einer bescheiden und rücksichtsvoll geübten Kritik an städtischen Einrichtungen und mit praktischen Verbesserungsvorschlägen begann er und fand willige Ohren. Da, was er wollte, nie über die Grenze des Möglichen und schnell zu Ermöglichenden hinausging, gelang es ihm, sich bald ein größeres Feld der Tätigkeit zu erobern, seine Anhänger mehrten sich, seine Stimme galt. Dabei blieb er stets ein vorsichtiger Ratgeber und bemühte sich, im Hintergrund zu bleiben. Es ging ihm um die Sache, nicht darum, sich und sein Verdienst ins hellste Licht zu stellen. In ihm war keine Neigung zur Herrschsucht, und sein Bestreben, vorwärts und in die Höhe zu kommen, kann man nicht Ehrgeiz nennen. Er hatte nur den aufrichtigen Wunsch, seiner Heimat nach seinen Kräften zu nützen. Er besaß in vollem Maß das Bewußtsein seines Wertes, und das prägte sich auch in seiner Persönlichkeit aus, aber ohne lächerliche und verlegende Überhebung. Jahrelang hatte er über sich und seine Fehler und Vorzüge gewissenhaft Buch geführt, sich gleichsam als einen Fremden, der aufmerksamster Beobachtung wert war, betrachtet und strenge Selbstkritik und Selbhzucht geübt — eine ständige Überwachung seiner selbst gewissermaßen auf sich genommen. Daraus ergab sich später keine in sich gefestigte Ruhe, keine unablösbare Beonnenheit, keine Zür und Wider



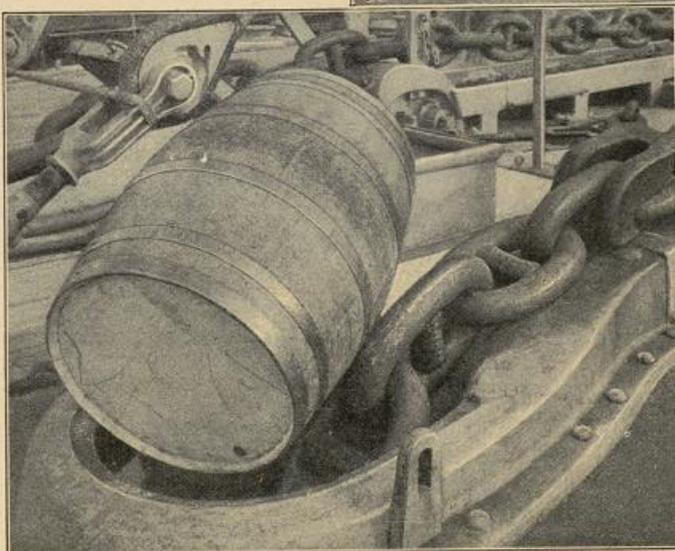
Benjamin Franklin.

sicher abwägende Klugheit. Alles Eigenschaften, die dem Staatsmann in den stürmisch bewegten Zeiten des Unabhängigkeitskampfes Amerikas in höchstem Maß zuhatten kamen. Die Heimat hatte den sicheren Instinkt, daß sie keinen besseren Gesandten nach Frankreich senden konnte als den bereits in wichtigen Geschäften als trefflichen Diplomaten erprobten Franklin. Und der französische Minister hat des öfteren bestimmt erklärt, daß ein anderer als Franklin nicht solch ein bereitwilliges Entgegenkommen bei der Regierung und eine solche bege-

ierte Aufnahme beim Volk gefunden hätte. Gerade in Frankreich, dessen Sympathien für die junge, noch um ihre Existenz ringende Republik so überaus wertvoll waren, hat Franklin seine staatsmännischen Fähigkeiten glänzend bewiesen. Diese Jahre, die er hier verbrachte, krönen gleichsam sein Leben als Politiker, ihm hat America es zu danken, wenn Frankreich Geld und Truppen schickte, und er hat schließlich die Präliminarien des Pariser Friedens unterzeichnet, der seinem Land die Unabhängigkeit gab. Und darum wird man bei dieser Geburtsfeier wohl und mit Recht des Staatsmannes Franklin in erster Reihe gedenken, aber nicht vergessen daneben den Volkserzieher und Sozialpolitiker, auf den man die Einrichtung der ersten amerikanischen Leihbibliothek, die Gründung der philosophischen Gesellschaft in America und so mancher anderen gemeinnützigen Einrichtung zurückführt und dem man das treffliche Volksbuch, dessen schon kurz gedacht ward, dankt. Eine Fülle von Lebensregeln und guten Ratsschlägen ist in ihm enthalten,



Anter.



H. Seuer, Hamburg, 1901.

Ankerkette.
Riesenankerfeschirr.

die alle auf den Aufbau und die Durchführung eines naturgemäßen Lebens abzielen, in dem die Arbeit ihren Mann ebenso wie eine angemessene Erholung hat, in dem eine vernünftige Sparsamkeit als die höchste soziale Tugend hingestellt wird. Ein Mann kann nur etwas leisten für sich und das Gemeinwohl — so könnte wohl das Motto sein — wenn er wirtschaftlich unabhängig ist. Damit er das wird, muß er nicht nur fleißig arbeiten, sondern auch sparsam sein. Die ersten hundert Pfund Sterling ziehen die nächsten hundert bald nach sich, und so geht das dann fort. Das ist Franklins Lehre, die er unermüdlich wiederholt, und sein reiches und bei aller Einfachheit großes Leben zeigt, daß seine Taten seinen Worten entsprachen.

A. S.
Riesenankerfeschirr. (Zuden nebenstehend. Bildern.) Das allergrößte Schiff, das bis jetzt die Bogen des Atlantik durchsucht hat, ist die für Rechnung

der Hamburg-Amerika-Linie in England erbaute „Amerika“, die in den verschiedenen Häfen, die sie anlies, das größte Aufsehen erregte. Es ist natürlich, daß bei einem Riesenschiff auch manche Zubehöriteile ins Riesenhafte wachsen, wie z. B. die Maschinen, die Schraubenwellen, die Schrauben. Ebenso wie diese Teile, die zur Fortbewegung des Schiffsrumpfes dienen, gewaltige Größen annehmen, so auch die Stücke, die das Schiff gegen Sturm und Flut sicher an seinem Platze halten sollen, der Anker und die Ankerette. Aus dem Größenverhältnis zwischen dem auf Deck liegenden Anker und dem danebenstehenden Matrosen kann der Leser einen Schluß ziehen auf die Mächtigkeit des Ankers, der die Kleinigkeit von 250 Zentnern wiegt. Der Teil des Ankers, den der Mann mit der Hand berührt, ist um den langen Schaft bis zu etwa dreißig Grad drehbar und gräbt sich mit den spitzen Schaufeln in den Grund ein, wobei die seitlich vorstehenden Platten zur Vergrößerung des Widerstandes dienen. Am anderen Ende des Schaftes ist ein riesiger Schüssel angebracht, in den die Ankerkette faßt. Ferner einzelne Glieder erreichen an Länge etwa die Hälfte eines Petroleumfasses, während der Umfang des aus bestem Eisen geschmiedeten Gliedes etwa 25 Zentimeter beträgt und das Gewicht etwa vier Zentner. Auf dem Bilde sehen die Leser die Kette neben der Tonne durch die hohen Klüße nach unten und außenbords am Bug fahren, und draußen hängt dann der Anker dran. Erwünscht wird nun der Leser fragen, wie es möglich ist, solche gewaltigen Massen zu handhaben; eine Arbeit, zu der ja Riesenkräfte gehören müssen, und die Riesen sind doch ausgestorben! Freilich, aber der Zwerg, der Mensch hat einen neuen entdeckt und gebändig! Das ist der Dampf! Der hebt auf einen Fingerdruck seines Meisters spielend den Anker aus dem Grund und zieht ihn an der schweren Kette empor, bis er gesichert vom Bug hängt.

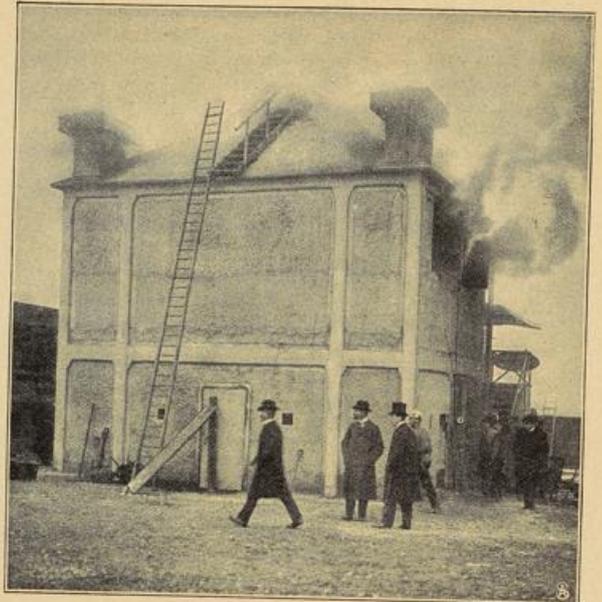
Die Küche eines alten Schaumburg-Lippeschen Bauernhauses. (Zu dem untenstehenden Bilde.) Nüchtere Abbildung zeigt einen Herdrahm, ein seltenes Denkmal vergangener Zeiten; das Haus ist dem Abbruch verfallen, der Herdrahm mit den geschnitzten Pferdeköpfen jedoch vom Altertumsverein in Bieleburg für das dortige Museum erworben.



Alttertümlicher Herd im Lippeschen.

Diese alten Bauernhäuser, deren wir noch etliche in Schaumburg-Lippeschen Dörfern vorfinden, sind ganz im niedersächsischen Stil ausgeführt: mit Stroh gedeckt, einstöckig, aber dennoch geräumig. Hoch vom Giebel schauen noch, wie in uralter Zeit, die beiden in Holz geschnitzten Pferdeköpfe herab. Über der großen „Dältür“ ist meistens eine

Druck und Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hermann Fischer; für den Anzeigenteil verantwortlich: Franz Boerner, beide in Berlin. — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Anton Dettelheim in Wien. Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.



Brandprobe in einem Wiener Modelltheater. H. L. Schner, Wien, p. 1.

Zuschrift nebst Namen des Bauherrn und der Frau sowie der Jahreszahl angebracht. So laien wir an einem Hause am Ballen eingeschmitt: „Und wenn's nicht will, o will es nicht, was soll ich dem viel trauern, und wenn's mir in Gefahr gebracht, will ich die Zeit ablaufen. Es fällt viel leicht der Tag noch ein, da mag mein Glück noch besser sein.“ Rechts und links von der „Däle“ sind die Viechfälle. Am unteren Ende die „Dünze“ (Stube), Kammer und Küche mit dem Herd. Der Herdrahm diente in der alten Zeit zum Aufenthalt der Bauernfamilie, er war zugleich Wohnzimmer und im Winter Spinnstube. Hier hing an dem ausgezackten Lenkha. an der Topf über dem Feuer und unter dem Pferdekopfe, „Ofen“ genannt, der nötige Vorrat an Schinken, Speck und Würsten im Rauche.

Theaterbrand-Prob. (Zu dem obigen Bild.) Die furchtbaren Theaterbrände der letzten Zeit haben eine allgemeine, eingehende Prüfung der vorhandenen Sicherheitsvorrichtungen und, wo solche nicht genügten, den völligen Umbau vieler Theater zur Folge gehabt. Das Wiener Modelltheater für Brandversuche, von den Architekten Zellner und Helmer, den Schöpfern manch schönen, stilvollen Musentempels, erbaut, soll zu den theoretischen Ergebnissen die praktischen fügen, und es hat sich in den Proben, die während des Winters im Beisein vieler Fachleute und Theaterdirektoren vorgenommen wurden, als Lehrmittel glänzend bewährt. Von den Sicherheitsvorrichtungen, die in dem hier abgebildeten Modelltheater auf ihre Wirksamkeit hin geprüft wurden, sind als die bedeutendsten die Rauchklappen zu bezeichnen, die, möglichst nahe am Dachfirst, über Bühne und Zuschauerraum angebracht, den verhängnisvollen Gasen, dem Rauch und Qualm Abzug bieten. Diese gütigen Rauchgase, die sich bei jedem Theaterbrand sofort entwickeln, lassen die Temperatur bis auf 400 Grad Celsius steigen, füllen blitzschnell den ganzen Zuschauerraum und verlöschen sofort alle Lampen, zu dem schon herrschenden Schrecken eine undurchsichtige Finsternis fügend, darin selbst das elektrische Glühlicht unsichtbar wird. Sogar der eiserne Vorhang, der sich im übrigen gut bewährt hat, erwies sich gegen diese Gase machtlos. Dagegen hat sich nun gezeigt, daß nach Anbringung der Rauchklappen ein heller Brand auf offener Bühne den Aufenthalt im Zuschauerraum durchaus ertüchlich bleiben läßt, und daß im selben Fall auch der eiserne Vorhang und die elektrische Notbeleuchtung gut funktionieren. Es würde indes falsch sein, schon jetzt die Ergebnisse praktisch zu verwenden in den einzelnen Gebäuden. Die Ergebnisse müssen erst in Ruhe geprüft und noch mehr Erfahrungen gesammelt werden.

Inhalt.

Paradiesvogel. Roman von Paul Oskar Höcker. (I. Fortsetzung.)	29
Ein Stielbüchel. Bild von H. Albiere.	33
Wirtschaftliche Kolonialpolitik. Von Carl Peters.	34
Die Vorläufer des Automobils. Von Franz W. Felchmans. (Mit Abbildungen.)	36
Die fürberliche Erziehung der Jugend. II. Von Professor Dr. A. Hoffa.	40
Die Freunde. Novelle von Georg von der Wabeleng. (I. Fortsetzung.)	44
Auf der Lauer. Bild von A. Bienenz-Kowalski.	45
Die Taschendiebe. Von C. Falkenhof.	48
Blätter und Blüten.	50, 51 u. 52
Dierzu Beilage 1-10 sowie farb. Kunstbeilage 2: „Puppenball.“ Von L. u. Zeffner.	